NACH VIERZIG JAHREN: ERINNERUNGEN UND BETRACHTUNGEN...

Richard C. Michaelis

Digitalisiert Google

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

304
M58n

GERMANIC
DEPARTMENT

Digitized by Google

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

AUG 1 4 1986

L161—O-1096

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nach vierzig Jahren.

Erinnerungen und Betrachtungen
eines Zeitungs-Leiters.

Von

Richard Michaelis.

Verfasser von „Ein Blick in die Zukunft",
„Die Ansiedler am Cottonwood-Flusse",
sowie mehreren politischen und
volkswirthschaftlichen Ab-
handlungen.

Medford, Wisconsin.
1907.

Digitized by Google

Digitized by Google

304
M58n

14 My 17 dmW

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Vorwort	3
Das sogenannte Welträthsel	7
Ueber das Beten	12
Die soziale Frage	14
Die Entwicklung Deutschlands	24
Meine Stellung zu Deutschlands Regierungen	38
Ordens-Verleihungen	62
Aus- und Einwanderung	69
Vielwählerei	78
Frauenrechte	82
Politischer Humbug	95
Kolonial-Politik	101
Die angebliche Temperenz-Bewegung	109
Berühmte Leute	114
Das „Moderne"	154
Mein Kampf mit den Anarchisten	165

German 15 Apr 17 Koelling 45

363006

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Im November 1905 trat ich von der Leitung der „Illinois Publishing Company" zurück, welche drei Tageblätter (die „Chicago'er Freie Presse", die „Illinois Staats-Zeitung" und die „Abend-Presse",) zwei Wochenzeitungen und zwei Sonntagsblätter herausgiebt. Mein Sohn, Walther Richard Michaelis, wurde zu meinem Nachfolger gewählt, und ich zog mich auf mein Landgut nahe Medford in Wisconsin zurück.

Von mehreren Seiten wurde der Wunsch geäußert, ich möchte die wichtigeren Erlebnisse und Beobachtungen während meiner vierzigjährigen Thätigkeit in der Presse in Buchform zur allgemeinen Kenntniß bringen.

Anfangs war mein Ruhebedürfniß größer, als meine Arbeitslust; aber bei Durchsicht und Ordnung meiner Papiere und Briefschaften kam ich zu dem Entschluß, nachstehende Blätter der Oeffentlichkeit zu übergeben, in der Annahme, daß sie Manches enthalten, was die Theilnahme der Leser erregen kann.

Medford, Wisconsin, 1907.

Richard Michaelis.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das sogenannte Welträthsel.

Eines Tages kam ein Leser meiner Zeitung sehr erregt zu mir, weil der Geistliche, zu dessen Kirche er gehörte, sich geweigert hatte, seinen Schwager auf dem Gemeinde-Friedhofe nach kirchlicher Art zu begraben. Er forderte von mir, daß ich gegen den „unduldsamen Pfaffen" einen scharfen Aufsatz veröffentlichen sollte. Im Laufe der Unterredung stellte es sich aber heraus, daß der Verstorbene aus der betreffenden Gemeinde wegen religiöser Streitigkeiten geschieden war, daß er durchaus kein kirchliches Begräbniß gewünscht hatte und daß nur die Hinterbliebenen ein solches forderten.

Ich sagte dem Aufgeregten, daß jede Vereinigung das Recht habe, Bestimmungen zu treffen, welchen sich die Mitglieder fügen müßten. Wer das nicht wolle, könne ausscheiden. Jeder Kegelclub habe seine „Statuten" und wer diese verletze, „fliege hinaus", um mit August Bebel zu sprechen. Nachdem der Verstorbene in Unfrieden aus seiner Kirchengemeinde geschieden, habe letztere keine Verpflichtung, die Leiche auf ihrem Friedhofe zu beerdigen. Schließlich sah mein Leser das ein; meinte aber, es wäre doch christlicher, wenn man dem Verstorbenen einen Platz auf dem Gottesacker gönnen würde.

Digitized by Google

Meinungs-Verschiedenheiten über den Zweck des Daseins, das „Welträthsel", über die Frage, ob das Weltall einen Schöpfer habe, oder durch Zufall entstanden sei, und ob unsere Seele nach dem Tode des Körpers fortleben werde; — die widersprechendsten Ansichten über alle diese Dinge treten sehr oft auch an Zeitungen heran. Die meisten Blätter entziehen sich einer Besprechung dieser Fragen, indem sie erklären, daß sie solche Erörterungen nicht für ihre Aufgabe ansehen.

Auch ich habe mich nie in dogmatische Streitigkeiten eingelassen. Aber eine Zeitung, welche eine Ansicht darüber äußert, ob die Stadt die Straßenreinigung selbst besorgen oder an die Mindestfordernden vergeben soll, ob es zweckmäßig sei oder nicht, Wassermesser in den Wohnungen der Bürger aufzustellen, und ob diese Hinz oder Kunz zum Gerichts-Vollzieher wählen sollen, — eine Zeitung, welche über solche verhältnißmäßig unbedeutenden Dinge leitartikelt, hat eigentlich kein Recht, den allerwichtigsten Fragen auszuweichen, welche den Menschengeist beschäftigen.

Ich erkenne den von Friedrich dem Großen aufgestellten Grundsatz an: man solle Jedermann nach seiner Art selig werden lassen, und ich halte es nicht für die Aufgabe einer Zeitung, den Geistlichen oder den Atheisten durch das Predigen darüber in den Beruf zu pfuschen, wie es um Gott und um das Fortbestehen der Seele nach dem Tode des Körpers bestellt sei. Aber wenn dies auch nach meiner Ansicht durchaus nicht der Beruf eines Tageblattes ist, so soll doch der Leiter eines solchen seine Ansicht aussprechen, wenn dies bei einer wichtigen Veranlassung von ihm gefordert wird. —

Digitized by Google

Glücklich sind Alle zu preisen, welche im Glauben der Väter lebend, nie von Zweifeln bedrängt wurden, oder letztere bannten, indem sie zu ihrem Seelsorger gingen in dem Bewußtsein: „Am besten ist's, wenn man nur Einen hört und auf des Meisters Worte schwört.“ Wer aber vom Zweifel gepackt wurde, der hüte sich, diesen den in ihrem Glauben Glücklichen aufzudrängen. Was kann er Diesen bieten, wenn er ihnen ihre frohe Zuversicht raubt?

Einst kam ein Mann daher, der fand einen anderen, welcher auf einer Bank ruhte, zwei Krücken neben sich. Der Wanderer besah sich letztere, erklärte sie für schlecht, zerbrach sie und ging dann seines Weges, den der Krücken Beraubten hülflos zurücklassend. — An dieses Gleichniß werde ich immer erinnert, wenn ich höre, daß ein Atheist versucht, Jemandem seinen Bibelglauben zu zerstören, der ihm eine Stütze im Leben ist.

Niemals habe ich versucht, meine Ansicht über religiöse Dinge Anderen aufzudrängen; aber ich beanspruche für mich das Recht auf eine eigene Meinung. Die Thatsache, daß wir den Schöpfer des Weltalls nicht persönlich kennen, ist kein Beweis dafür, daß ein Schöpfer überhaupt nicht existirt.

Wenn wir einem Atheisten eine Uhr zeigen und ihn fragen, ob er daran zweifle, daß dieses Kunstwerk einen Schöpfer habe, oder ob er meine, daß es durch Zufall entstanden sei, wird er natürlich antworten, irgend ein Meister habe die Uhr zusammengestellt; obschon er in den meisten Fällen zugeben muß, daß er diesen Meister nicht kennt. Aber das Weltall, welches ein viel größeres Meisterwerk ist,als eine Taschenuhr, ist nach Ansicht der Atheisten durch uns

Digitized by Google

unbekannte Zufälligkeiten entstanden; dieweil die Leugner der Gottheit diese ebenso wenig kennen, wie den Zusammensteller der Taschenuhr, an dessen Dasein sie aber glauben, da er sich am Ende ermitteln läßt.

Den Atheisten ist das menschliche Erkenntniß-Vermögen der Maßstab für Alles.

Sie meinen, daß nur Das vorhanden sei, was wir wahrnehmen, und daß alles nicht Wahrnehmbare auch nicht existire.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß es auf manchen der Millionen von „Sterne" genannten Weltkörpern Lebewesen giebt, welche uns Menschen an Erkenntniß-Vermögen überlegen sind. Sie mögen mehr Sinne haben, als die fünf, welche uns gegeben sind und in Folge dessen sich Manches erklären können, was uns unbegreiflich ist. Jedenfalls sollten wir uns hüten, Alles in das Fabelreich zu verweisen, was wir nicht wahrnehmen können.

Denn wie unzureichend das menschliche Erkenntniß-Vermögen ist, welches die Atheisten als unfehlbaren Maßstab für die Beurtheilung aller Dinge ansehen, vermögen wir leicht wahrzunehmen.

Wir müssen uns sagen, daß Zeit und Raum unbegrenzt sind. Wenn wir aber mit unserem Verstand die Ewigkeit der Zeit oder die Unendlichkeit des Raumes erfassen wollen, versagt unser Erkenntniß-Vermögen. Wie können wir da letzteres vernünftiger Weise als unfehlbaren Maßstab für das sogenannte Welträthsel ansehen?

Und weiter: Die Urstoffe sind ewig. Der Straßenkoth kann sich in seine Urbestandtheile auflösen; aber letztere sind

Digitized by Google

unzerstörbar. Wenn nun nachweisbar die Stoffe, welche den Straßenkoth bilden, ewig sind, — ist es da nicht folgewidrig anzunehmen, das, was wir die Menschenseele nennen, was uns über alle Lebewesen erhebt und in den Stand setzt, über das sogenannte Welträthsel nachzudenken, werde mit dem Tode des Körpers enden?

Es erscheint mir, selbst vom Standpunkte eines Materialisten aus geurtheilt, viel folgerichtiger, aus der Schöpfung auf einen Schöpfer, aus der Unzerstörbarkeit der Materie auf die des Geistes zu schließen, als zu glauben, das wunderbar gestaltete Weltall sei durch einen unerklärlichen Zufall entstanden und die Seele müsse nach dem Tode des Körpers enden, während die Materie in alle Ewigkeit fortbesteht.

Digitized by Google

Ueber das Beten.

Aſtronomen ſchätzen die Zahl der „Sterne“ genannten Weltkörper auf 20 bis 200 Millionen. Jedenfalls iſt deren Zahl eine ungeheure. Die Erde iſt einer der kleinſten und die Annahme, daß ſie allein bewohnt ſei, höchſt unwahrſcheinlich. Die Lebensbedingungen auf allen den Weltkörpern ſind jedenfalls ſehr verſchieden. So geartete Kreaturen wie wir, würden wahrſcheinlich auf nur wenigen Sternen exiſtiren können; aber das beweiſt natürlich keineswegs, daß dort nicht anders geartete und vielleicht viel begabtere Lebeweſen Daſeinsbedingungen finden. Unſere Atheiſten leugnen allerdings, daß wir einen Gott haben und daß die Seele nach dem Tode des Körpers fortlebe; aber in allen Völkern lebt der Gottesglaube und ſie beten zu ihrem Schöpfer.

Die Materialiſten meinen, ſolches Beten ſei unter allen Umſtänden eine mindeſtens ſehr überflüſſige Handlung. Denn falls, wie wahrſcheinlich, die meiſten der Millionen Weltkörper bewohnt ſind, wie könnte da ein Gott, ſelbſt wenn es einen ſolchen gäbe, die täglich an ihn gerichteten Gebete auch nur wahrnehmen, geſchweige denn beachten; zumal ſolche Gebete meiſt nur im Stillen verrichtet werden. Man vergegenwärtige ſich doch nur, ſagen ſie, die Unbedeutendheit der Lebeweſen, dieſer Eintagsfliegen im Weltall, die wahrſcheinlich Milliarden betragende Zahl derſelben, und man werde

Digitized by Google

die Lächerlichkeit der Vorstellung begreifen, daß der angeblich vorhandene Gott die meist im Stillen gedachten Gebete dieser Milliarden von „Eintagsfliegen" vernehmen, erwägen und alsdann entweder erhören oder abweisen könne. Diese Annahme sei höchst abgeschmackt und das Gebet deshalb eine unsinnige Handlung.

Allerdings: Wenn wir die Gottheit mit unserm Erkenntnißvermögen ausstatten wollen und demzufolge nicht geneigt sind, ihr viel höhere Eigenschaften zuzugestehen, als die, welche wir besitzen, dann sind unserer Materialisten„Beweisgründe" für die Nichtigkeit des Gebetes zutreffend. Wer aber an einen allmächtigen, allwissenden und allweisen Gott glaubt, der muß das Gerede der Atheisten belächeln.

Die Gottesgläubigen stellen sich Gott eben so allgegenwärtig vor, wie den Weltäther, welcher das gesammte All durchdringt. Sie leben in der frohen Zuversicht, daß ihr allgegenwärtiger Schöpfer in alle Herzen sieht und alle Gedanken wahrnimmt, welche seine Geschöpfe bewegen, und daß es sich für den Menschen ziemt, zu seinem allgegenwärtigen, allwissenden, allweisen, gütigen Vater zu beten in der Hoffnung, daß er das Gebet erhören werde. Und nichts verleiht einem gläubigen Gemüth in schwerer Bedrängniß mehr Trost, als inniges Gebet.

Tief zu beklagen sind Diejenigen, welche nicht an Gott glauben und nicht aus ihrer Herzen Gründe beten können. Aber sie sollten nicht versuchen, Andern deren Vertrauen auf Gott und die Macht des Gebets zu rauben und die Gläubigen hinabzuziehen in die jammervolle Oede der atheistischen Weltanschauung.

Digitized by Google

Die soziale Frage.

Eigentlich liegen der Menschheit viele „soziale Fragen" vor; aber gewöhnlich versteht man, wenn man von der sozialen Frage spricht, die Aufgabe, die Arbeits-Erzeugnisse in einer allgemein befriedigenden Weise zu vertheilen.

Dies ist aber unmöglich. Die Anarchisten und ihre etwas blaßrotheren Brüder, die Sozialisten, behaupten zwar, eine ganz neue Heilslehre entdeckt zu haben, nach deren Geltendmachung sie eine Art Himmelreich auf Erden schaffen könnten. Aber wenn wir von ihrem Gerede die sehr einseitige Beurtheilung der bestehenden Zustände und die schillernden Phrasen abziehen, dann bliebe nichts übrig, als die Empfehlung der Gütergemeinschaft, mit welcher es die Menschen unzählige Male versucht, die sie aber immer wieder aufgegeben haben. Diese „Heilslehre" ist also durchaus nicht neu. Wäre der Kommunismus im Stande, auch nur einen nennenswerthen Theil der Erwartungen zu erfüllen, welche seine Anhänger ihm stets entgegengebracht haben, so würde die Gütergemeinschaft längst über die ganze Erde verbreitet sein.

Der unvollkommene Mensch kann nichts Vollkommenes schaffen; deshalb werden allen unsern Einrichtungen stets Fehler anhaften, an deren Beseitigung wir zwar pflichtge-

Digitized by Google

mäß arbeiten sollen; aber Tadelloses können wir schlechterdings nicht schaffen.

Die Kommunisten beurtheilen nun die Mängel unserer Zustände in oft ungerechter Weise und bauen dann als Luftschloß ihren Zukunftsstaat auf, den sie mit Engeln bevölkern. Wenn wir uns aber diese Zeitgenossen näher ansehen, so finden wir, daß sie eben so wenig engelhaft sind, wie andere Leute.

Die Gütergemeinschaft hat sich, seit die Menschheit aus dem Nomaden- und Hirtenleben herausgewachsen ist, in größerem Umfange auf die Dauer vornehmlich aus zwei Gründen nicht behaupten können. Zunächst konnten die Kommunisten eben so wenig wie andere Sterbliche die Arbeits-Erzeugnisse in einer Alle befriedigenden Weise vertheilen. Gaben sie Jedem, was er verdiente, den Geschickten und Fleißigen mehr, als den Ungeschickten und Trägen, dann murrten diese wie jetzt über so ungleiche Vertheilung der Arbeits-Ergebnisse. Erhielt Jeder einen gleichen Antheil von den Gesammtleistungen, dann fühlten sich die Tüchtigeren benachtheiligt. Ein fleißiger, geschickter Schuhmacher, welcher drei Paar gute Stiefel in derselben Zeit herstellte, in welcher ein anderer nur ein Paar schlechte lieferte, empfand es natürlich als eine Ungerechtigkeit, wenn er von den gesammten Arbeits-Ergebnissen nicht mehr empfing, als sein ungeschickter oder träger Genosse. Sein Fleiß erlahmte. Er arbeitete langsamer und schlechter. Dabei wurden die Arbeitsstunden verkürzt. Die Folge war, daß die Gesammtleistungen geringer wurden und daß es dieserhalb weniger zu vertheilen gab, als früher, da Jeder sein bestes Können einsetzte und die Arbeitszeit länger war.

Digitized by Google

Der zweite Grund für die Fehlschläge der Gütergemeinschaft lag in der drückenden Beschränkung der persönlichen Freiheit, welche eine nothwendige Folge des Kommunismus ist. Jeder möchte naturgemäß am liebsten in der schönsten Gegend am Tage leichte Arbeit verrichten. Der Andrang nach solchen Stellungen war deshalb sehr groß, und die Entscheidung darüber, wo, wann und wie die Mitglieder kommunistischer Gemeinwesen thätig sein sollten, lag den gewählten Vorstandsmitgliedern ob. Solche Entscheidungen erregten aber bei allen Denjenigen Unzufriedenheit, deren Wünsche unberücksichtigt blieben.

Unter den jetzigen Verhältnissen kann Jeder, dem Ort, Art und Zeit seiner Beschäftigung nicht gefallen, seine Arbeit einstellen und sich ein anderes Feld für seine Thätigkeit suchen. Das ist aber in einem kommunistischen Gemeinwesen unmöglich; weil dieses der einzige Arbeitgeber ist.

Die Gütergemeinschaft hat demnach, seit die Völker eine höhere Kulturstufe erreichten, überall, wo sie in größerem Maßstabe eingeführt wurde, als Fehlschlag geendet, weil auch unter ihr die Arbeitsergebnisse nicht in einer für Alle befriedigenden Weise vertheilt werden konnten, und weil sie die persönliche Freiheit in unerträglicher Weise beschränkte.

Ich habe schon vor Jahren den Vorschlag gemacht, Deutschland solle seinen Kommunisten Gelegenheit geben, ihr Können zu erweisen. Man sollte den Werth des Landes, sowie des beweglichen Eigenthums berechnen, welcher bei gleicher Theilung auf jeden Bewohner des Reiches entfallen würde.

Dann sollte man durch Sammlung freiwilliger Beiträge

Digitized by Google

eine möglichst große Summe Geldes aufbringen. Bundesrath und Reichstag sollten durch einen gemeinsamen Beschluß eine der zahlreichen Inseln, welche Deutschland besitzt, einer Kommunisten-Gruppe als freies Eigenthum überweisen und diese Kommunisten sollten genau so viel Land und Geld erhalten, wie auf sie entfallen würde, wenn im Reiche gleichmäßig „getheilt" würde.

Sie könnten dann auf jener glücklichen Insel die Gütergemeinschaft einführen und der Menschheit beweisen, daß ihre angeblich neue Heilslehre in der That ein Paradies auf Erden schaffen müßte.

Die „Anführer" der deutschen Sozialdemokraten dürften da aber bald die Erfahrung machen, daß sie mit ihrem verhetzten Anhange kein gutes Gemeinwesen, geschweige denn eine Art Himmelreich auf Erden schaffen können. Der Kommunismus hat nicht einmal unter den opferwilligen ersten Christen sich behaupten können, und die von deutschen Sozialisten bewohnte „glückliche Insel" würde alsbald der Schauplatz wüster Katzbalgereien werden. Ich zweifle sehr, daß Bebel und Singer sich an der Begründung einer solchen Kolonie betheiligen würden; auch wenn man den Kolonisten gänzliche Unabhängigkeit vom „Polizeistaat" Deutschland zusicherte. Sie kennen ihre Pappenheimer und fürchten sich vor ihrem verhetzten Anhange wahrscheinlich mehr, als vor den verbündeten deutschen Regierungen.

Uebrigens könnten die Lohnarbeiter unserer Tage schon unter den jetzt bestehenden Verhältnissen nach einander selbstständig werden und für ihre Erzeugnisse deren vollen Geldwerth erhalten. Nichts hindert zum Beispiel ein Dutzend

Digitized by Google

Schuhmacher, sich zu vereinigen, einen Flur mit Dampfkraft zu miethen, dort einige Maschinen aufzustellen und für gemeinschaftliche Rechnung zu wirken. Und nichts hindert andere Arbeiter, ihr und ihrer Angehörigen Schuhwerk von jener Genossenschaft zu kaufen. Die Mitglieder der letzteren würden alsdann den Gewinn der Fabrikanten, der Groß- und Kleinhändler, sowie den der Arbeiter erlangen, d. h. allen Nutzen, der aus ihren Erzeugnissen zu erzielen ist, und mehr können sie doch unter keinen Umständen verlangen; — auch nicht im kommunistischen Zukunftsstaate. Nach und nach könnten sich dann mit gegenseitiger Unterstützung alle anderen Arbeiter genossenschaftlich vereinigen und damit wäre ja die „soziale Frage" gelöst. Man hätte den „blutsaugerischen Unternehmer" entfernt und dem Erzeuger aller Werthe den vollen Ertrag aus seiner Thätigkeit gesichert. Bei Vertheilung des Gewinnes dürfte es allerdings gelegentlich zu Streitigkeiten kommen.

Wenn nun die Handwerker sich scheuen, das Gewerbe, welches sie gründlich erlernt haben, auf eigene Rechnung zu betreiben, weil sie das sogenannte „Unternehmer - Risiko" nicht übernehmen wollen, das von der Geschäftsleitung unzertrennlich ist, dann sollten sie der übrigen Menschheit nicht zumuthen, ihnen die gänzliche „Umkrempelung" der jetzigen Gesellschafts - Ordnung im blinden Vertrauen auf die höhere Einsicht und Weisheit der „Genossen" zu gestatten und aus der jetzigen Bildung und Gesittung in den Sumpf des Kommunismus hinab zu steigen.

Aber wenn auch die Einführung der Gütergemeinschaft nicht einen Fortschritt, sondern einen Rückgang der menschli-

Digitized by Google

chen Bildung und Gesittung bedeuten würde, so ist damit nicht gesagt, daß wir uns nunmehr in das Bewußtsein einlullen sollen, wir hätten das Menschenmögliche auf wirthschaftlichem Gebiete erreicht.

Wir sollten vor Allem zwei Maßregeln durchführen, welche der Menschheit zum Heile gereichen würden. Wir sollten die Ansammlung riesiger Vermögen in den Händen Einzelner verhindern und die Massen vor unverschuldeter Verarmung schützen.

Ersteres könnte am wirksamsten durch eine Erbschaftssteuer geschehen, welche die großen Vermögen bis zu fünfzig Prozent ihres Werthes trifft. Allerdings bestehen in vielen Ländern bereits derartige Abgaben; aber sie sind zu niedrig, um den angegebenen Zweck zu erreichen. Auch die Einkommensteuer hat die Absicht, die Reichen stärker zu den Staatsausgaben heran zu ziehen; aber sie erreicht jenes Ziel noch weniger und ist zudem nur schwer gerecht zu bemessen.

Nehmen wir an, daß zwei Männer eine Jahreseinnahme von je $5000 beziehen. Der Eine ist ein besonders tüchtiger Arzt, der Andere ein Mann, welcher von den Zinsen sicher angelegten Geldes lebt. Der Arzt ist verheirathet und muß für die Erziehung mehrerer Kinder sorgen, der Rentner ist ein Junggeselle. Da wäre es ein offenbares Unrecht gegen den Arzt, würde man seine Jahreseinnahmen eben so hoch besteuern, wie die des anderen Mannes.

In der That wird denn auch in Ländern, welche Einkommen-Steuern erheben, auf die Verhältnisse der Besteuerten meist Rücksicht genommen. Aber da diese Abgabe die Ansammlung von Riesenvermögen nicht hindert, sondern kaum

Digitized by Google

verlangsamt, so will ich mich hier mit derselben nicht weiter beschäftigen.

Natürlich werden die meisten sehr reichen Leute gegen eine Steuer Einspruch erheben, welche große Vermächtnisse bis zu 50 Prozent ihres Werthes trifft. Aber diese Herren sollten bedenken, daß sie und ihr Reichthum den Anreizern zu einer sozialen Revolution die stärksten Argumente liefern und daß gerade eine hohe Erbschafts-Steuer die Gefahr einer gewaltsamen Aenderung unserer auf dem Wettbewerbe ruhenden Einrichtungen sehr vermindern würde.

Auch von manchen nicht Betheiligten wird der Einwand erhoben, daß der Unternehmungsgeist getödtet würde, wenn ein reicher Mann nicht sein ganzes Vermögen den Nachkommen hinterlassen dürfte. Aber dieser Einwand ist hinfällig. Denn selbst nach Einführung einer solchen Steuer könnten noch bedeutende Reichthümer erworben und großentheils den Erben hinterlassen werden. Dagegen würde die Sicherheit, daß nach dem Tode des Besitzers vieler Millionen diese zur Hälfte dem Gemeinwesen zufließen werden, manchen Geldgierigen veranlassen, seine Mitmenschen etwas anständiger zu behandeln; namentlich auch seine Angestellten gut zu bezahlen. Mancher würde auch wohl seinen Mitbewerbern gegenüber mehr Rücksicht üben, als das jetzt geschieht, wie z. B. durch die Actionäre der „Standard Oil Company" und ähnlicher Monopole.

Durch Erbschaften erhalten Leute Vermögen, zu deren Erwerb sie nichts beigetragen haben. Denn falls dies geschehen ist, haben sie fast immer für ihre Thätigkeit angemessene Bezahlung erhalten; sind also abgelohnt worden. Jedenfalls

Digitized by Google

könnte das künftighin geschehen. Sie empfangen somit ein Geschenk, von welchem sie, wenn dasselbe sehr groß ist, recht wohl die Hälfte in der Form einer Erbschaftssteuer abgeben könnten. Die Versuche, eine solche Abgabe dadurch zu umgehen, daß der Krösus bei Lebzeiten große Geschenke an seine muthmaßlichen Erben macht, lassen sich durch Einführung einer Geschenksteuer vereiteln, die höher sein müßte, als die Abgaben auf Erbschaften; sowie durch angemessene Bestrafung Aller, die sich an einem Versuche betheiligen, die Erbschaftssteuer zu umgehen.

Gegen die unverschuldete Verarmung der Massen sind, namentlich in Deutschland, schon mancherlei Vorkehrungen getroffen; aber sie sind nicht genügend. Vorbild für solche Maßregeln sollte die Versorgung der Beamten in Deutschland sein, welche, wenn sie arbeitsunfähig werden, eine Pension erhalten. Einige große Unternehmungen in den Vereinigten Staaten sind diesem Beispiele schon gefolgt und haben dadurch ihre Angestellten vor unverschuldeter Verarmung sicher gestellt.

Alle Kulturvölker erkennen ihre Verpflichtung an, Verarmte vor Hunger und Noth zu schützen. Dies geschieht durch die Armen-Verpflegung. Aus dieser Verpflichtung ergeben sich aber zwei logische Folgerungen.

Wenn die Gemeinden die Verarmten unterhalten müssen, haben sie auch das Recht, durch geeignete Bestimmungen der Verarmung vorzubeugen. Und diejenigen, welche der Möglichkeit entgehen wollen, Almosen-Empfänger zu werden, müssen bereit sein, während ihrer Arbeitsfähigkeit einen be-

Digitized by Google

scheidenen Theil ihres Einkommens zu einem Pensionsfond beizusteuern.

Mit anderen Worten: Die Gemeinden sollten Alle ohne Ausnahme, welche ihnen angehören, gesetzlich dazu zwingen, einer Pensions-Versicherung beizutreten. Wenn alsdann die jetzt zur Armenpflege verwendeten Mittel, sowie die Beiträge aller Gemeinde-Glieder zusammengefaßt werden, wird die Versorgung Erwerbsunfähiger viel reichlicher ausfallen, als bisher, und es wird dieser Pensionirung das Demüthigende genommen, welches den Almosenspenden anhaftet. Wer alsdann aus einer Gemeinde in eine andere übersiedelt, würde eine Bescheinigung über die bisher bezahlten Beiträge, sowie die aus letzteren erworbenen Rechte erhalten und die eingezahlte Summe würde von der einen Gemeinde der anderen überwiesen werden.

So würde Jeder vor unverschuldeter Verarmung sicher gestellt und die Sorge vor dem Armenhause, beziehungsweise vor der Almosen-Empfängerei würde von der Menschheit genommen. Da die Pension nicht so hoch wäre, wie das Einkommen der Arbeitsfähigen, würde wohl Jeder so lange wie möglich vermeiden, sich pensioniren zu lassen.

Die Pensionskassen müßten auch die Versorgung der zeitweise Arbeitslosen übernehmen. Als Grundlage für die hierzu nöthigen Berechnungen könnten die Erfahrungen dienen, welche die Gewerkschaften bei Unterstützung zeitweise Arbeitsloser gemacht haben.

Träge und Bummler müßte man wie auch jetzt in Arbeitshäusern unterbringen.

Durch Einführung der Erbschaftssteuer und der allgemei-

Digitized by Google

nen Penſionskaſſen würde der Wettbewerb Aller beibehalten, welchem wir die gewaltige Entwicklung unſerer Civiliſation verdanken, einer Civiliſation, welche dem Arbeiter unſerer Tage beſſere Lebensbedingungen gewährt, als die Könige beſaßen, von welchen Homer ſang. Dieſen Wettbewerb wollen die Kommuniſten tödten; unſere Aufgabe iſt es aber, ihn der Menſchheit zu erhalten, indem wir gleichzeitig die Bildung einer Geldariſtokratie hindern und Alle vor Noth ſicher ſtellen.

Digitized by Google

Die Entwicklung Deutschlands.

Das deutsche Reich hat seit seiner Begründung einen gewaltigen Aufschwung genommen. Im Jahre 1871 zählte es nur 41,058,196 Einwohner und hatte nur 8 Städte mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Bewohnern; 1905 aber schon eine Bevölkerung von 60,637,859 mit 41 Großstädten. Dagegen hat sich die Einwohnerzahl des immer noch mehr oder weniger rachelustigen Frankreich in seinen heutigen Grenzen seit 1866 nur von 36,549,836 bis 1901 auf 38,961,945 vermehrt. Das Reich gewann also in 34 Jahren 19,579,663 Bewohner; Frankreich in 35 Jahren nur 2,367,109. Der Unterschied der Bevölkerung beider Länder und damit auch der in der Zahl der waffenfähigen Mannschaft ist jetzt so groß, daß die Franzosen einen Krieg gegen das Reich ohne Bundesgenossen nicht mehr wagen können.

Aber auch der Reichthum Deutschlands hat sich in einer Weise gesteigert, wie es vor 36 Jahren wohl Niemand erwartet hat. Allein an Zinsen für im Auslande angelegte Gelder beziehen die Deutschen so große Summen, daß sie eine jährliche Unterbilanz in der Aus- und Einfuhr von über tausend

Digitized by Google

Millionen Mark ertragen können, ohne daß ihr im Umlaufe befindliches Geld abgenommen hätte.

Der vermehrte Wohlstand setzt die Bewohner des Reiches auch in den Stand, die immer steigenden Ansprüche zu befriedigen, welche an die deutschen Steuerzahler gestellt werden.

Die Ausgaben betrugen in Mark:

	1871	1906
Für das Reich	241,106,454	2,397,324,105
Für das Heer	202,172,636	742,451,641
Für die Flotte	24,531,570	265,403,333

Dabei machte das Reich in 35 Friedensjahren Schulden im Betrage von rund 3,000,000,000 Mark; was von schlechter Finanzwirthschaft zeugt, denn in Friedenszeiten sollte ein Land höchstens für lohnende Anlagen, nicht aber zur Deckung der laufenden Ausgaben Schulden machen.

Erhebliche Summen haben dem Reiche seine Kolonien gekostet. Weil der letzte Reichstag eine Forderung der verbündeten Regierungen für Kolonialzwecke ablehnte, wurde das Parlament aufgelöst. Die Neuwahlen ergaben allerdings eine Reichstagsmehrheit für die Regierung und was letztere forderte ward bewilligt.

Aber die Zahl der Wähler, welche gegen die Kolonial-Politik stimmte, war um rund 800,000 größer, als die der Parteien, welche für die Kolonial-Politik eintraten. Hätte die Wählerzahl, also der „Volkswille", den Ausschlag gegeben, so würde die Kolonial-Politik der Regierung eine vernichtende Niederlage erlitten haben.

Dieses Mißverhältniß zwischen der Zahl der Abgeordneten und der Wähler findet seine Erklärung in der Thatsache,

Digitized by Google

daß seit 1871 keine Neueintheilung der Wahlkreise stattgefunden, sich aber die Zahl der Stimmgeber in den Wahlkreisen stark verändert hat. Nach Begründung des Reiches wurden die Bezirke so eingetheilt, daß je 100,000 Bewohner einen Abgeordneten erhielten, mit Ausnahme der kleinen Bundesstaaten, die auch dann einen Vertreter erhielten, wenn ihre Bevölkerung die Zahl von 100,000 nicht erreichte.

So betrug, um nur einige Beispiele anzuführen, bei der letzten Reichstagswahl die Zahl der Stimmberechtigten im ersten Berliner Wahlkreise 16,286; dagegen im vierten Berliner Bezirke 134,082 und im sechsten gar 194,941. Es war also die Zahl der Stimmberechtigten im sechsten Berliner Bezirk fast 12 mal so groß, wie im ersten; aber es wurde in beiden Wahlkreisen nur je ein Abgeordneter gewählt. Und in manchen Bezirken ist die Zahl der Stimmberechtigten noch kleiner, als im ersten Berliner.

Der fünfte Gumbinner Kreis zählt nur 15,081 Wahlberechtigte, der achte von Marienwerder 12,921, der sechste von Posen 13,610, der zehnte von Schleswig 12,908, der vierte in Elsaß-Lothringen 14,016, der fünfte der Reichslande 13,499 und so weiter.

Am größten ist der Unterschied in der Wählerzahl zwischen dem zehnten Potsdamer Bezirke mit 248,160 und dem zehnten Schleswiger Bezirke mit 12,908 Stimmberechtigten.

Von Rechts wegen sollte eine Neueintheilung der Wahlkreise vorgenommen werden, um allen Stimmgebern eine gleiche Vertretung im Reichstage zu gewähren. Eine solche Neueintheilung würde allerdings großentheils den Sozial-Demokraten zu Gute kommen. Aber dieser Umstand sollte

Digitized by Google

kein Hinderniß für eine Maßregel bilden, welche nach den Grundsätzen von Recht und Billigkeit als nothwendig erscheint.

Man hat bei Begründung des Reiches das allgemeine direkte Wahlrecht eingeführt und man sollte dasselbe nun auch gelten lassen. Hier in den Vereinigten Staaten wird alle zehn Jahre auf Grund der Volkszählung die Zahl der Volksvertreter nach Maßgabe der Bevölkerung festgestellt und ähnlich sollte man im Reiche verfahren.

Ueber das allgemeine Wahlrecht gehen die Ansichten bekanntlich weit auseinander. Die meisten Leute sind der Meinung, daß in einem Staate mit allgemeiner Wehrpflicht man auch das allgemeine Wahlrecht den Männern nicht vorenthalten darf, welche Blut und Gut für das Vaterland einsetzen müssen, falls dieses bedroht ist. Dagegen wird geltend gemacht, daß beispielsweise Belgien ganz richtig gehandelt habe, als es den gebildeten und vermögenden Bürgern einen etwas größeren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten einräumte.

Jeder Belgier, welcher 25 Jahre alt ist und mindestens ein Jahr in demselben Bezirke wohnt, hat eine Wahlstimme; eine zweite Wahlstimme hat jeder mindestens 35 Jahre alte verheirathete Bürger oder Wittwer mit ehelichen Kindern, welcher 5 Franks Einkommensteuer zahlt; oder jeder 25 Jahre alte Eigenthümer von Grundbesitz im Mindestwerth von 2000 Franks und Rentenbesitzer von wenigstens 100 Franks; zwei ergänzende Wahlstimmen (also im Ganzen 3) haben die mindestens 25 Jahre alten akademisch Gebildeten, oder Diejenigen, welche ein höheres Amt oder eine höhere

Digitized by Google

Bildung voraussetzende Stellung inne gehabt haben oder bekleiden.

Dadurch wird den älteren, gebildeten und vermögenden Belgiern ein etwas stärkerer Einfluß auf die Gesetzgebung eingeräumt, als den jüngeren, ungebildeten, unbemittelten Wählern des Landes. Mir erscheint diese Erweiterung des Wahlrechtes vernünftig und nachahmenswerth.

Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß bei den letzten Reichstagswahlen das Zentrum eine Zunahme seiner Vertreter und Wähler erlangte. Dies beweist, daß der Kolonial-Direktor Dernburg in seinem angeblichen „Duell" mit dieser Partei keinen Sieg errang. Die katholischen Wähler hielten auch diesmal meist an der Zentrums-Organisation fest. Aber es scheint doch, daß ein Riß in dem anscheinend so starken Gefüge dieser Partei entstanden ist. Denn in manchen Theilen Bayerns unterstützte die Organisation trotz der Abmahnung hoher geistlicher Würdenträger offen die Sozial-Demokraten.

Seit der „Kulturkampf" sein Ende erreicht hat, liegt für das Bestehen einer katholischen Partei kein vernünftiger Grund mehr vor, und es ist wahrscheinlich, daß die Organisation, welche alle Bestandtheile der Bevölkerung, vom hohen Aristokraten bis zum sozialistisch angehauchten Arbeiter umfaßt, sich auflösen wird und daß die katholischen Wähler wie die protestantischen sich denjenigen Parteien anschließen werden, welche den politischen Anschauungen der Stimmgeber am nächsten stehen. Die Vorgänge in Bayern berechtigen zu der Annahme, daß der Zersetzungs-Prozeß im Zentrum begonnen hat. Es ist ja bereits von der Bildung einer

Digitized by Google

konservativen katholischen Partei die Rede. Aber wenn der Bruch im Zentrum sich vollzieht, dann können sich die konservativen wie liberalen Katholiken ebenso den schon bestehenden Parteien ihrer Färbung anschließen, wie die protestantischen und israelitischen Wähler; denn für das Bestehen von Parteien auf religiöser Grundlage ist, wie gesagt, seit Beendigung des „Kulturkampfes" kein Anlaß mehr vorhanden.

Es ist indeß immerhin gewagt, sich auf Vorhersagungen einzulassen und die katholischen Wähler mögen, einer langjährigen Gewohnheit (unsere „Amme") folgend, in religiösen Verbänden bleiben.

Mehr als irgend eine andere Partei des Reiches verdankt die Sozialdemokratie ihre großen Erfolge dem allgemeinen Wahlrecht. Die Kommunisten waren am rührigsten. Sie bedienten sich der Waffe des Neides, um die Zufriedenheit der Massen zu ermorden und letztere zusammen zu schaaren. Sie malten den Unwissenden ihren „Zukunftstaat" in den glänzendsten Farben, nisteten sich in den Gewerkschaften ein, führten eine stramme Zucht und eine unerhörte Tyrannei ein und zwangen so zahlreiche Handwerker sowie Geschäftsleute, dem rothen Banner zu folgen.

Die verbündeten Regierungen sahen diesem Treiben der „Rothen" wenn nicht stumpfsinnig, so doch unbehülflich zu. Das in seiner Art ganz tüchtige Beamtenthum war gewohnt zu befehlen; nicht aber mit den Massen umzugehen und diese zu unterrichten. Ja die meisten „Mandarinen" hätten es als eine Entwürdigung empfunden, wenn sie sich unter die Wähler gemischt und in Volksversammlungen mit den Aposteln der Gütergemeinschaft politische Fragen erörtert hätten.

Digitized by Google

Und doch wäre es Pflicht der verbündeten Regierungen gewesen, die Massen, welchen sie das allgemeine Wahlrecht gegeben, nun auch über die Fragen aufzuklären, welche dem deutschen Volke vorlagen.

Zu diesem Zwecke standen den Regierungen drei starke Hülfskräfte zur Verfügung: die Schule, das Heer und die Presse.

Anstatt einen großen Theil der Schülerzeit mit dem Auswendiglernen entbehrlicher Dinge zu vertrödeln, hätte den Kindern durch die Lehrer mittelst eines auf die Fassungskraft der Kleinen berechneten Leitfadens ein Verständniß für die Rückständigkeit und Schädlichkeit der so oft verfrachten Gütergemeinschaft beigebracht werden sollen. Das hätte freilich durch gutbezahlte Lehrer geschehen müssen, welche sich für das Fortbestehen der jetzigen Gesellschafts-Ordnung erwärmen können.

Leider bezahlt aber das Volk der Denker die Männer, welchen es den Unterricht seiner Kinder anvertraut, nicht viel besser, und mitunter noch schlechter, als die Leute, welche für das liebe Vieh zu sorgen haben. Mancher Kutscher und Milcherei-Vorsteher steht sich besser als der Mann, welcher im benachbarten Dorfe eine zahlreiche Kinderschaar unterrichten und auch erziehen soll. Wie können sich diese schlecht gestellten Lehrer für eine Ordnung der Dinge begeistern, welche sie und ihre Familien zur größten Dürftigkeit verurtheilt? Anstatt diese Männer zu Vorkämpfern gegen die Sozialdemokratie zu machen, treibt man sie der Umsturzpartei in die Arme.

Im Heere sieht es fast ebenso aus. Die Unteroffiziere sind die eigentlichen Lehrmeister der Rekruten. Sie könnten

Digitized by Google

den in der Schule begonnenen Kampf gegen den kommunistischen Blödsinn fortsetzen. Aber auch diese wichtigen Stützen des Staates werden schlecht bezahlt, unzufrieden gemacht und dadurch leicht den Sozialisten gegenüber kniefchwach.

Und wie wenig wissen die meisten verbündeten deutschen Regierungen die gewaltige Großmacht, die Presse, für ihre Zwecke zu benutzen! Diese sollte den in der Schule begonnenen und im Heere fortgesetzten Aufklärungsdienst vollenden. In vieler Hinsicht werden aber die Zeitungen von den Fürsten und den Behörden sehr stiefväterlich behandelt; manche Tageblätter aber ungebührlich bevorzugt.

Das Einsammeln von wissenswerthen Nachrichten ist eine mühsame Arbeit und da letztere schließlich dem Volke zu Gute kommt, sollten die deutschen Behörden der Presse die Berichterstattung möglichst erleichtern. Das geschieht aber im Reiche nicht in dem Maaße, wie in andern Kultur-Staaten.

Andererseits sollten es aber die Behörden unterlassen, ihre Anzeigen in solchen Zeitungen zu veröffentlichen, welche zu den Gegnern der verbündeten Regierungen gehören. Die Verbreitung dieser Zeitungen kommt dabei nicht in Betracht. Der Geschäftsmann, welcher eine Bekanntmachung erlassen will, handelt natürlich klug, wenn er die Leserzahl der Blätter berücksichtigt. Die Regierungen befinden sich in ganz anderer Lage. Wenn dieselben alle ihre Bekanntmachungen nur in einer Zeitung veröffentlichten, so würde diese schnell eine große Verbreitung gewinnen, weil Jeder sie halten müßte, welcher die Ankündigungen der Behörden lesen möchte.

Indem die Regierungen gegnerischen Blättern Anzeigen

Digitized by Google

zuwenden, vermehren sie nicht nur deren Einnahmen, sie zwingen auch ihre eigenen Anhänger, jene Zeitungen zu lesen. Dadurch werden die regierungsfreundlichen Blätter offenbar doppelt geschädigt. Würden die Behörden ihre Bekanntmachungen nur in befreundeten Zeitungen veröffentlichen, so müßte das letztere im Mittbewerbe mit der gegnerischen Presse bedeutend stärken, sowohl in den Einnahmen, wie auch durch Zuwendung von Lesern.

Die Regierungen und deren Anhänger sollten außerdem ein Zusammenwirken der ihnen befreundeten Blätter anstreben. Hier in den Vereinigten Staaten haben fast alle großen Zeitungen (immer je eine in einer Stadt) gemeinschaftliche oft mit Bildern versehene Aufsätze (sogenannte Syndikats-Artikel); während andere Tageblätter Satz in Matrizen- oder Plattenform beziehen oder austauschen. Das setzt natürlich die Herausgeber in den Stand, ihre Zeitungen mit verhältnißmäßig geringem Kostenaufwand reich auszustatten.

Wenn die den Regierungen freundlich gesinnten deutschen Blätter sich über die gleiche Spaltenbreite einigten —wie das hier längst geschehen ist — und dann an einer Stelle für alle Zeitungen Leit-Aufsätze, Erzählungen, Landwirthschaftliches, „Vermischtes", Scherze und dergleichen herstellen und in Matrizen- oder Platten-Form an die betheiligten Blätter absenden ließen, so könnten diese die Leistungen bedeutender Schriftsteller für viel weniger als die Satzkosten beziehen und eine große Zeitung mit denselben Mitteln herausgeben, wie jetzt ein armseliges Käseblättchen. Sie wären dann in der Lage, jedem Wettbewerb erfolgreich entgegen zu treten.

Digitized by Google

Allerdings würden alle betheiligten Zeitungen großentheils denselben Lesestoff liefern. Nur die Provinzial- und Lokal-Nachrichten wären verschieden. Das würde aber die Leser nicht stören; denn den Leuten in Königsberg ist es ganz gleichgültig, ob dieselben Aufsätze, welche sie in ihrem Blatte lesen, auch in Danzig, Stettin, Hamburg u. s. w. erscheinen, oder ob die Zeitungen anderer Städte ganz verschiedenen Satz enthalten.

Die Stellung der verbündeten deutschen Regierungen ist also eine derartige, daß sie ohne erhebliche Schwierigkeiten in den Schulen, im Heere und in der Presse einen gewaltigen Einfluß gegenüber den Umsturz-Bestrebungen der Kommunisten ausüben könnten. Und nachdem sie einmal den Wählern das allgemeine Stimmrecht verliehen haben, sollten sie dafür sorgen, daß gegenüber den zersetzenden auch die staatserhaltenden Grundsätze zur Kenntniß der einfachen Leute gebracht werden, und daß diese nicht, wie bisher, fast rettungslos den kommunistischen Wühlereien preisgegeben sind.

Wenn alsdann mit diesem Aufklärungsdienste zielbewußte Bestrebungen zur Sicherstellung aller Leute, welche mit Kopf und Faust arbeiten, gegen Noth und Elend Hand in Hand gehen, dann wird jeder Bewohner des Reiches letzteres mit Recht als ein festes Bollwerk für sein geistiges und leibliches Wohl ansehen und gern Gut und Blut für dessen Schutz einsetzen.

Einen Hemmschuh für die gedeihliche Entwicklung Deutschlands bildet das dortige Beamtenthum, welches kein Geringerer als der Kaiser mit den chinesischen Mandarinen verglichen hat.

Digitized by Google

Die deutschen Beamten stehen, wie die russische Bureaukratie zwischen dem Zaren und den Volksmassen, zwischen den verbündeten deutschen Fürsten und ihren Völkern. Obschon viel ehrenhafter als ihre russischen Berufsgenossen, suchen auch die deutschen Beamten ihnen unerwünschte Einflüsse von ihren Monarchen fern zu halten. Letztere sollen nur das erfahren, was den Mandarinen genehm ist, und es liegt durchaus nicht in den Plänen der letzteren, daß die Fürsten sich mit den Zuständen in ihren Staaten vertraut machen.

Hier ein Beispiel:

In Gegenwart Wilhelm's des Zweiten wurde zufällig die Thatsache erwähnt, daß manche Lehrer sich mit einem Einkommen von 800 Mark begnügen und damit mehr oder weniger zahlreiche Familien ernähren müßten. Der Kaiser meinte, 800 Mark per M o n a t sei zwar nicht viel, doch ließe sich damit wohl auskommen. Keiner der Anwesenden klärte den Monarchen darüber auf, daß es sich um ein J a h r e s g e h a l t von 800 Mark handle; aber später erzählten die Mandarinen als ein Beispiel dafür, wie unwissend Wilhelm der Zweite sei, diesen Vorgang mit spöttischem Lächeln ihren Bekannten, und so gelangte diese Geschichte vom „schlecht unterrichteten Kaiser" auch zu meiner Kenntniß. Es ist ja möglich, daß es sich dabei nur um Hofklatsch handelte, der erfunden ist; aber auch in diesem Falle zeugt die Geschichte jedenfalls von schlechter Gesinnung gegen den Kaiser.

Als Wortführer der Mandarinen könnte auch heute noch der sächsische General-Leutnant von Benkendorf gelten, welcher zur Zeit Augusts des Starken lebte, der bekanntlich vom

Digitized by Google

Protestantismus zur katholischen Kirche übertrat, weil er König von Polen werden wollte.

Benkendorf, welcher aus Brandenburg stammte, betrachtete sich allerdings nicht als Wortführer der Beamten, sondern als Vorkämpfer des Adels, welcher indeß damals fast alle bedeutenden Aemter inne hatte. Somit vertrat er also gleichzeitig in seiner Art den Adel und die Beamten.

Er wollte, daß der Adel in Sachsen wie in Brandenburg am Ruder bleiben sollte und gab zu diesem Zwecke seinen Standesgenossen folgende „guten Rathschläge“:

„Meine lieben Kinder, lassen wir die Dinge gehen wie sie gehen und klären wir die großen Herren nicht mehr auf, als sie es ohnehin schon sind. Wir geben ihnen sonst ja nur guten Rath gegen uns selbst. Wir müssen uns zu halten suchen, wie es der Adel in Brandenburg macht.“

In Sachsen blieb es ja dem Herzenswunsch Benkendorf's gemäß noch lange beim Alten; aber in Brandenburg bereitete alsbald Friedrich Wilhelm der Erste, welcher seinem sorglosen Vater folgte, der Junkerherrschaft ein Ende. Verschwendung und Günstlingswirthschaft hörten auf. Gleich nach seinem Regierungsantritt verringerte der sparsame Vater Friedrichs des Großen die Kosten für die Hofbeamten von 250,000 auf 50,000 Thaler. —

Würden die fast ausnahmslos das Wohlbefinden ihrer Staatsangehörigen erstrebenden deutschen Fürsten die Kette der Hofleute und Bureaukraten durchbrechen, welche ihre Monarchen in Unkenntniß über die herrschenden Zustände zu halten suchen, so würde wohl Manches im Reiche besser werden.

Es ist freilich nicht so leicht, wie Mancher glauben mag,

Digitized by Google

sich eingehend zu unterrichten. Wenn ein deutscher Fürst dem Beispiel Harun al Raschids folgen und verkleidet sich unter das Volk mischen wollte, so würde er allerdings Manches sehen, was ihm neu ist; aber doch auch nur Manches. Dabei mag es geschehen, daß von gesehenen Einzelfällen unrichtige Schlußfolgerungen für das Ganze gezogen werden. Mancher Reisende, der im Süden der Vereinigten Staaten Frauen Pfeifen rauchen sah, meinte später, daß fast alle weiblichen Wesen in den Südstaaten dem Rauchen ergeben sind; eine der „generalisirenden" Schlußfolgerungen, die ganz irrig sind.

Auch aus dem Lesen der Parlamentsberichte und Zeitungen kann ein Fürst noch keine klare Vorstellung von Wirklichkeiten erlangen; denn Politiker wie Zeitungsschreiber sehen die Welt meist durch mehr oder weniger farbige Parteibrillen an. Immerhin kann aber ein Fürst die Zustände seines Landes besser kennen lernen, wenn er sich auf eigene Wahrnehmungen verläßt, als wenn er blindlings den Berichten seiner Hofleute und Bureaukraten vertraut. Werthvoll für einen Monarchen ist es jedenfalls, wenn er selbst einen Theil seiner Zeit auf die Durchsicht der hervorragendsten Partei-Zeitungen verwendet, nicht für ihn zusammengekleisterte Auszüge liest, welche Beamte anfertigen; da würde er Vieles erfahren, was ihm sonst unbekannt bliebe.

Die deutschen Fürsten sind fast ausnahmslos hoch gebildete, von Parteifesseln freie Männer, welchen das Wohl ihrer Staaten am Herzen liegt.

Je mehr sie sich über die thatsächlichen Verhältnisse unterrichten, desto zielbewußter können sie in die gedeihliche Entwicklung des Reiches eingreifen. Vor Allem müssen sie die

Digitized by Google

Kette der Hofschranzen und Mandarinen durchbrechen, welche sie von dem Volke trennt und nur zu oft über die Wünsche und Bedürfnisse des letzteren täuscht.

Digitized by Google

Meine Stellung zu Deutschlands Regierungen.

Es ist auch im politischen Leben die Pflicht jedes Mannes, für seine Ueberzeugung einzutreten, und so lange das in angemessener Weise geschieht, sollte dieserhalb der Eine dem Andern nicht zürnen. Leider sind aber Viele vom Unfehlbarkeitsdünkel besessen. Sie meinen, daß Jeder, der eine von der ihrigen abweichende Ansicht vertritt, entweder ein Dummkopf ist, der das Richtige nicht zu erkennen vermag; oder ein Schuft, welchem es zwar nicht an Einsicht fehlt, der aber aus verwerflichen Gründen der Wahrheit nicht die Ehre geben will.

Es wird daher jede Zeitung, gleichviel welche Ansichten sie vertritt, sich durch das Einstehen für die Ueberzeugung ihrer Leiter Feinde machen.

Die Deutschen sind meist selbständige Denker, welche den Muth haben, den Worten Luthers gemäß zu handeln, der im Angesicht der Todesgefahr kühn erklärte: „Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!“ Dieses selbstständige, unerschrockene Streben nach Erkenntniß der Dinge

Digitized by Google

hat auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Künste schöne Früchte getragen und unsern Landsleuten die ehrende Bezeichnung „Volk der Denker“ gewonnen.

Aber diese Eigenart der Deutschen erschwert es Allen, die im öffentlichen Leben thätig sind, sich Anerkennung in weiten Kreisen zu gewinnen. Oft wird bedeutenden Leuten die Unterstützung versagt, weil sie außer Stande sind, es in allen Dingen jedem Einzelnen recht zu machen, und weil das so viele Einzelne fordern.

Niemand ist vollkommen und unfehlbar. Die menschliche Unvollkommenheit haftet uns Allen mehr oder weniger an. Deshalb sollen wir auch von Andern nichts Unmögliches fordern; sondern bedeutende Männer unterstützen, selbst wenn uns Dieses und Jenes an ihrem Thun mißfällt. Ein fehlerloser Halbgott wird uns niemals beschieden werden, und wer nur einem solchen seine Unterstützung gewähren will, der muß auf jede thatkräftige Mitwirkung am öffentlichen Leben verzichten. Er ist zu der Stelle eines thatenlosen Nörglers verdammt.

Bei aller Neigung, meine eigenen Ansichten geltend zu machen und trotz gelegentlicher Kritik habe ich während meiner mehr als vierzigjährigen journalistischen Thätigkeit die Regierung Deutschlands stets gegen Angriffe vertheidigt, welche ich für unberechtigt hielt, weil nach meiner Ansicht unser Vaterland im Ganzen besser regiert wird, als viele andere Länder.

Namentlich dem Fürsten Bismarck bin ich trotz mancher Ursache zur persönlichen Unzufriedenheit ein treuer Kämpe in der Presse gewesen; denn ich sagte mir, daß unser Vater-

Digitized by Google

land in langer Zeit nicht wieder einen so klugen und thatkräftigen Staatsmann finden würde, und daß die Deutschen diesen gewaltigen Recken ausnutzen, nicht aber seine Leistungsfähigkeit durch unaufhörliches Nörgeln beeinträchtigen sollten. Kam es doch schließlich dahin, daß der große Kanzler keine Mehrheit im Reichstage finden konnte, und diese bejammernswerthe Thatsache war die Hauptursache seines Sturzes. Hätte Bismarck eine Mehrheit in der Volksvertretung gehabt, so würde Wilhelm der Zweite wohl kaum sein Abschiedsgesuch gefordert haben.

Wie jeder, auch der größte Mensch, hat Bismarck Fehler gemacht; aber gegenüber seinen gewaltigen Gesammtleistungen für unser Vaterland hätte man ihm seine Mißgriffe nicht so hoch anrechnen sollen, daß man schließlich eine ihm feindlich gesinnte Mehrheit in den Reichstag wählte. Nach meiner Ansicht hat das deutsche Volk dem großen Manne für sein ebenso opferwilliges wie erfolgreiches Wirken schlecht gedankt.

Es erscheint mir wie eine Ironie in der Weltgeschichte, daß der Reichstag, welcher ohne Bismarck's Thaten wahrscheinlich heute noch nicht vorhanden wäre, zu dem Sturze des großen Kanzlers beitrug, welchem er sein Dasein verdankt.

Mein thatkräftiges Eintreten für Bismarck hat mir zwar gelegentliche Dankesäußerungen des großen Kanzlers, aber auch beständige und heftige Anfeindungen eingetragen; denn abgesehen von den nimmermüden Kritikern jedes auch des bedeutendsten Mannes giebt es leider auch unter den Deutschen viele, welche nicht begreifen können, daß Jemand sein Vaterland lieben, oder für eine große Sache eintreten kann,

Digitized by Google

ohne dafür bezahlt zu werden. Diese Leute und ihre Zeitungen behaupteten, daß mir von der deutschen Regierung große Summen zuflössen, und daß ich nur deshalb für den eisernen Kanzler eintrete.

In den Jahren 1866 und 1867 lieferte ich (damals in Berlin ansässig) Beiträge für die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" und wurde dafür angemessen bezahlt. Das genannte Blatt war damals Bismarck's Mundstück und bezog für die Veröffentlichung halbamtlicher Mittheilungen eine gewisse Summe.

Wenn man will, kann man deshalb sagen, daß ich damals für Arbeiten von der Regierung mittelbar bezahlt wurde. Ich aber rechnete es mir zur Ehre an, als deutscher Schriftsteller im Organ Bismarck's für dessen Politik einzutreten. Von einer Beeinflussung meiner Gesinnung durch Geld konnte dabei nicht die Rede sein; denn erstens war ich ein begeisterter „Bismarck-Mann", und zweitens waren die Beträge, welche ich für meine Aufsätze erhielt, nicht höher (mitunter nicht einmal so hoch) wie die Honorare, welche mir andere große Zeitungen für meine Arbeiten bezahlten.

Als ich nach den Vereinigten Staaten übersiedelt war und die Chicagoer „Freie Presse" gegründet hatte, würde ich es aber als schmachvoll angesehen haben, von einer auswärtigen Regierung eine Bezahlung anzunehmen. Es wäre auch wohl dem Fürsten Bismarck nie in den Sinn gekommen, mir eine solche anzubieten.

Ja, die deutsche Regierung ging in ihrer Unparteilichkeit so weit, daß sie die wenigen Anzeigen (Aufrufe an verschollene Erben u. s. w.) allerdings zuweilen in der „Freien Presse"

Digitized by Google

aber mindestens ebenso oft in Zeitungen veröffentlichte, welche der Bismarck'schen Politik feindlich gegenüber standen.

Einen finanziellen Vortheil hat mir sonach meine dem großen Kanzler freundliche Politik durchaus nicht gewährt.

In deutschen Zeitungen findet man mitunter „Stellengesuche", in welchen es heißt: „Es wird weniger auf hohe Bezahlung als auf anständige Behandlung gesehen." Eine Zeitung, welche der deutschen Regierung freundlich gesinnt ist, darf aber nur zu oft nicht einmal auf anständige Behandlung rechnen.

Fürst Bismarck und sein Sohn Wilhelm haben mich allerdings gelegentlich sehr liebenswürdig behandelt und mich bei meiner Anwesenheit in Berlin im Jahre 1884 mit einer Einladung beehrt. Auch Herr von Schlözer, welcher Deutschland in Washington vertrat, erwies sich mir sehr freundlich. Sonst aber hatte ich nie Ursache, auf die Behandlung stolz zu sein, welche mir von den Vertretern des deutschen Reiches zu Theil wurde. Allerdings besuchte mich der jetzige General-Consul Buenz auf meinem Landsitze bei Medford in Wisconsin. Aber er benutzte mein Haus nur als Absteigequartier, um die hiesigen deutschen Ansiedlungen zu besichtigen.

Im Uebrigen war er weder mir noch der „Freien Presse" freundlich gesinnt, was ich wiederholt feststellen konnte.

Man ließ es von Seiten der deutschen Gesandten, Botschafter und Konsuln bis in die neueste Zeit nicht nur an der im Verkehr zwischen Vertretern der Presse und Beamten üblichen Höflichkeit fehlen, sondern stellte sich mir auch dann feindlich gegenüber, wenn ich eine Politik verfolgte, welche auf Beseitigung feindlicher Stimmungen in amtlichen ameri-

Digitized by Google

kanischen Kreisen und auf Herstellung eines guten Einvernehmens zwischen den Vereinigten Staaten und dem deutschen Reiche abzielte.

Besonders trat dies bei Ordensverleihungen zu Tage, bei welchen bis in die allerneueste Zeit nicht nur mit unverständiger Willkür und Gunst verfahren wurde, sondern auch, namentlich unter Holleben und während der Amtsführung des Konsuls Buenz in Chicago, in einer das deutsche Volksgefühl beleidigenden Weise.

Ich halte es für angemessen, an dieser Stelle meine Ansicht über Vergebung von Orden an Mitglieder der Presse auszusprechen. Ich meine, daß kein Leiter einer amerikanischen Zeitung von einer auswärtigen Regierung eine derartige „Auszeichnung" annehmen sollte, und daß Herr E. Preetorius, der jetzige Chef-Redacteur der „Westlichen Post" in St. Louis, recht handelte, als er einen ihm von der deutschen Regierung verliehenen Orden ablehnte.

Ich selbst hätte während meiner Verbindung mit der Presse, abgesehen von den erwähnten prinzipiellen Bedenken schon deshalb keinen Orden annehmen können, weil die Gegner der deutschen Regierung in den amerikanischen Zeitungen eine solche „Auszeichnung" als einen „neuen Beweis" meiner Abhängigkeit vom auswärtigen Amte ausgeschrieen hätten.

Wenn wir uns die „Ritter" ansehen, welche von der preußischen Regierung durch die Vermittlung der Herren von Holleben und von Sternburg mit Orden geschmückt wurden, so können wir übrigens die Verleihung solcher Dinge kaum noch als „Auszeichnungen" ansehen. Mitunter erhielten allerdings verdiente Männer Orden; aber dies geschah erst, nach-

Digitized by Google

dem durch willkürliche Mißgriffe auf diesem Gebiete allgemeines Aergerniß erregt war.

Auf diesen Gegenstand werde ich noch einmal näher eingehen und hier nur das Verhalten der Vertreter Deutschlands in den Vereinigten Staaten gegenüber der von mir geleiteten Zeitung besprechen.

Man sah es natürlich gern, wenn das Thun der Herren Beamten lobend erwähnt wurde; stellte mir auch gelegentlich Bilder der Herren Mandarinen behufs Veröffentlichung zur Verfügung, aber Antritts- und Abschieds-Besuche hielten die betreffenden Herren durchaus nicht immer für eine entsprechende Höflichkeitspflicht.

So zum Beispiel der frühere Vice-Konsul Lettenbauer, bei dessen Abgang wir (nebst Bild) einen sehr rücksichtsvollen Aufsatz veröffentlichten, in welchem wir sonderbare Worte nicht erwähnten, die ihrer Zeit einige Aufmerksamkeit erregt hätten, von uns aber unterdrückt wurden, weil sie damals unliebsame Folgen gehabt hätten. Herr Lettenbauer drohte nämlich in einem Verein mit einem Kriege Deutschlands gegen die Vereinigten Staaten, sowie mit der Besiegung unserer See- und Land-Macht.

Hätten wir damals Lettenbauers Gerede veröffentlicht, so wäre man davon weder in Washington noch in Berlin erbaut gewesen und der Herr Vice-Konsul würde wohl einige Unannehmlichkeiten erlebt haben; denn die Gemüther waren zu jener Zeit hüben wie drüben ziemlich erregt.

Aber abgesehen von dem Mangel an höflicher Berücksichtigung, die wir in unserer Zeitung von Seiten der Konsuln und Vice-Konsuln bemerken mußten, hatten wir auch sonst

Digitized by Google

Grund, das Verhalten einiger dieser Herren als unfreundlich zu empfinden.

Vor längerer Zeit wurde in Chicago ein Morgenblatt herausgegeben, das sich „Sozialist" nannte. Dasselbe vertrat, wie schon sein Name zeigt, sozial-demokratische Grundsätze und war deshalb der deutschen Regierung durchaus nicht freundlich gesinnt. An dem Unternehmen waren die Herren Joseph Brucker und Harry Rubens betheiligt. Brucker wurde später Demokrat und dann Republikaner. Welcher Partei er heute angehört, weiß ich nicht. Es ist auch unwesentlich.

Brucker gründete später in Chicago die „National Zeitung", welche der „Freien Presse" naturgemäß „Konkurrenz machen" sollte. Der Konsul Buenz hatte sich mir gegenüber stets sehr anerkennend über die Haltung der „Freien Presse" ausgesprochen, und es mußte mich daher befremden, daß er einem Manne mit der Vergangenheit des Herrn Brucker $500 zur Verfügung stellte. Später erfuhr ich allerdings, daß der Herr Konsul sich auch sonst unfreundlich gegen mich und die von mir geleitete Zeitung benahm.

Besonders und am befremdlichsten trat das in der Zeit der Samoa-Wirren zu Tage.

Die „angelsächsischen" Treibereien, welche auf ein Bündniß der Vereinigten Staaten mit Großbritannien abzielten und ihre Spitze gegen Deutschland richteten, hatten im Anfange des Jahres 1899 ihren Höhepunkt erreicht. Die Pläne der „Angelsachsen" wurden durch ein Bild veranschaulicht, welches die „Chicago Tribune" am 20. Januar 1899 veröffentlichte und welches wir nachstehend wieder geben.

Digitized by Google

Vor Samoa hatten bereits die Kanonen unserer Kriegsschiffe gemeinschaftlich mit denen Großbritanniens gegen Deutschlands Interessen gedonnert. Es lag die dringende Gefahr vor, daß wir im Dienste der edlen Briten Deutschland aus Samoa vertreiben, oder doch unser Vaterland demüthigen halfen.

Die Diplomatie des deutschen Reiches hatte sich ganz ohnmächtig erwiesen, was wohl größtentheils die Schuld des deutschen Botschafters von Holleben war.

Dieser alte Herr hatte, obschon er eine europäische Großmacht vertrat, nicht den geringsten Einfluß in Washington.

Digitized by Google

Er war nicht einmal im Stande, eine amtliche Zurechtweisung des Herrn Coghlan, eines Kapitäns unserer Bundesmarine, durchzusetzen, welcher bei einem Festessen in New York ein Spottlied auf den deutschen Kaiser vorgelesen hatte.

Angesichts dieser Thatsachen beschlossen wir Deutsch-Amerikaner, von unserem Bürgerrechte Gebrauch zu machen. Ich lud Wilhelm Rapp, von der „Illinois Staats-Zeitung", und Fritz Glogauer, von der „Abendpost", zu einer Besprechung ein, deren Ergebniß die Abhaltung einer großen Massenversammlung war, welche am 27. März 1899 in dem riesigen Chicago'er Auditorium stattfand.

Der Versammlung ging natürlich eine Besprechung von Abgesandten der deutschen Vereine voraus, welche den Vorschlägen der drei Redakteure gemäß handelten.

Zum Vorsitzer wurde der Rechtsanwalt Vocke bestimmt, welcher als Offizier der Bundes-Armee den Bürgerkrieg mitgemacht hatte. Als Redner: Herr Rapp als Republikaner, Herr Glogauer als Demokrat, Herr Pastor John als protestantischer, Herr Pfarrer Heldman als katholischer Geistlicher. Die beiden Prediger sind in den Vereinigten Staaten geboren. Sie waren nie in Deutschland, schlossen sich aber begeistert der guten Sache an. Ich verlas die von mir entworfenen und von den anderen Redakteuren gebilligten „Resolutionen".

Die deutschen Gesang-Vereine stellten 800 ihrer besten Sänger, welche unter Herrn Ehrhorn auf der großen Bühne gleich hinter dem Vorsitzer und den Rednern Platz fanden. Vor der Bühne saß zunächst ein vorzügliches Orchester unter Leitung Hans Balatka's; dahinter, sowie auf den Gallerien

Digitized by Google

die vieltausendköpfige Menge. Den Hintergrund der Bühne schmückten Hunderte von Fahnen der vielen deutschen Vereine.

Es herrschte eine unbeschreibliche Begeisterung. Wiederholt traten mir Thränen in die Augen, und ich mußte mich zusammen nehmen, um meine Rührung nieder zu kämpfen und die „Resolutionen" mit lauter klangvoller Stimme zu verlesen, nachdem die Redner, die Sänger und das Orchester wiederholt gewaltige Beifallsstürme entfesselt hatten.

Es war der stolzeste Augenblick meines Lebens.

Die von der Versammlung einstimmig angenommene Erklärung lautete folgendermaßen:

„Mit steigender Entrüstung haben wir die schon lange andauernden Hetzereien englisch - amerikanischer Zeitungen gegen Deutschland und die Deutsch - Amerikaner, sowie die Versuche wahrgenommen, die Vereinigten Staaten in ein Bündniß mit England zu verstricken.

„Als treue Bürger dieser großen Republik fühlen wir uns berechtigt und verpflichtet, diesem Unwesen jetzt entgegen zu treten. Die aus Deutschland Eingewanderten haben die Errungenschaften einer alten Bildung und Gesittung mit herüber gebracht. Auf allen Gebieten geistigen Lebens, in Ackerbau, Gewerbe und Handel haben sie Hervorragendes geleistet und ihre Bürgerpflichten im Frieden wie im Kriege voll und ganz erfüllt. Kein Volkstheil der Vereinigten Staaten hat mehr für die Pflege der Musik, der Kunst, der Geselligkeit, des Kirchen- und Schulwesens gethan, als die Deutschen. Als gute Bürger dieses Landes überliefern wir

Digitized by Google

getreulich alle Errungenschaften der deutschen Kultur dem hier im Werden begriffenen amerikanischen Volke.

„Aber wir erheben entschiedenen Einspruch gegen den Versuch, unser Volk als „angelsächsisches" zu einem Helfer Englands zu machen. Nicht England, sondern ganz Europa ist das Mutterland aller weißen Bewohner der Vereinigten Staaten.

„Wir wollen deshalb nicht nur mit Deutschland, das seit 120 Jahren ein Freund unseres Volkes war, gute Beziehungen unterhalten, sondern mit allen Völkern Frieden und Freundschaft pflegen. Dagegen wollen wir, getreu dem weisen Rathe Washington's, weder mit England, noch mit irgend einem anderen Staate ein Bündniß schließen, welches uns in unnütze Kriege verwickeln könnte.

„Deßhalb protestiren die hier versammelten Deutsch-Amerikaner mit aller Entschiedenheit gegen die Hetzer, welche nicht nur Feindschaft zwischen den Vereinigten Staaten und dem deutschen Reiche, sondern auch Unfrieden zwischen den Bürgern dieses Landes stiften wollen. Wir erheben ferner nachdrücklichst Einspruch gegen die Absicht, unsere Republik in ein Bündniß mit England zu verstricken.

„Mit allen gesetzlichen Mitteln und besonders bei Wahlen werden wir alle Diejenigen bekämpfen, welche die maßlosen Hetzereien und thörichten Bündniß-Bestrebungen begünstigen, und wir beauftragen den Ausschuß, welcher diese Versammlung veranstaltet hat, alle deutschen Kirchengemeinden, Vereine und Logen zur Erwählung von Delegaten einzuladen, deren Aufgabe es sein soll, eine feste Vereinigung aller Deutsch-Amerikaner zu schaffen und letztere zum Kampfe

Digitized by Google

aufzurufen, wenn immer die höchsten Güter des Lebens und der Vereinigten Staaten durch gewissenlose oder thörichte Hetzer gefährdet werden.

„Und wir beauftragen den genannten Ausschuß, eine Abschrift, beziehungsweise eine Uebersetzung, dieser Erklärungen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, seinen Ministern, sowie den Senatoren und Repräsentanten des Kongresses mitzutheilen."

Am Morgen nach dieser Versammlung brachte die „Freie Presse" gleichzeitig mit einem ausführlichen Bericht einen Leitartikel aus meiner Feder, in welchem unter Anderem gesagt war:

„Noch nie haben wir eine Versammlung gesehen, die an Größe, glühender Begeisterung, edler Form und fester Entschlossenheit der gleich kam, welche gestern Abend im Auditorium stattfand. Mehr als 25,000 Anmeldungen waren dem Veranstaltungsausschuß zugegangen und lange vor 8 Uhr war die Riesenhalle gefüllt. . . . Es war eine von Poesie, Gesang und Orchester-Musik umstrahlte, ebenso harmonische wie gewaltige Kundgebung des jungen deutschen Helden Siegfried. Und die Versammelten gaben den tückischen Deutschen-Feinden nicht nur eine Salve von Kernschüssen, deren Donner über Land und Meer rollen wird, sie schaarten sich auch dauernd zusammen, um geeint mit deutscher Kraft, deutscher Treue und deutscher, zäher Tapferkeit den Kampf gegen die Hetzerbrut fortzuführen, bis diese zertreten ist oder sich in ihre Löcher verkrochen hat. Der Furor Teutonicus ist entfesselt. Er wird gen Himmel emporlodern, bis die gute,

Digitized by Google

edle Sache des Friedens gesiegt hat. Denn unser Kampf gilt dem Frieden!"

Diesen Aufsatz ließ ich ebenfalls übersetzen und schickte ihn den Machthabern, sowie den Volksvertretern in Washington, wo er, wie man mir mittheilte, aufmerksam gelesen wurde.

Der gewaltige Vorstoß hatte die von mir erwartete Wirkung. Zunächst „kam der Ball ins Rollen"; das heißt: es wurden in allen Theilen der Vereinigten Staaten ähnliche Protest-Versammlungen abgehalten, und es hagelte in Washington „Resolutionen", die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen.

Es war mir, wie anderen Leuten, längst bekannt, daß sich der Präsident McKinley um eine Wiederwahl bewerbe. In einer ganzen Reihe von Staaten giebt aber das sogenannte „deutsche Votum" den Ausschlag. Wer die Stimmen der Deutsch-Amerikaner in jenen Staaten ziemlich geschlossen erhält, wird gewählt; wer das „deutsche Votum" verliert, wird geschlagen.

Das hatten die Republikaner zu ihrem Leidwesen im Jahre 1892 in Illinois und Wisconsin erfahren. Beide Staaten galten mit Recht als sicherer Besitz der Republikaner; denn diese hatten dort große Mehrheiten. Da plagte die Führer der republikanischen Partei deutsch-feindlicher Uebermuth. Sie erließen in den genannten beiden Staaten Gesetze, mittels welcher sie die deutschen Kirchen-Schulen, die den Nativisten ein Dorn im Auge waren, drangsaliren wollten. Die Folge war, daß die deutschen Kirchenleute, welche bis dahin republikanisch gestimmt hatten, bei der nächsten Wahl unter

Digitized by Google

Führung ihrer Geistlichen gegen ihre Partei Front machten und Illinois wie auch Wisconsin den Demokraten überlieferten.

Weil ich die Furcht kannte, welche seit jener Zeit die Parteiführer vor Volksbewegungen haben, an welchen Geistliche betheiligt sind, hatte ich darauf gedrungen, daß ein protestantischer Pastor und ein katholischer Pfarrer in der Auditorium-Versammlung als Redner auftreten sollten.

Nach der Chicagoer Kundgebung und nach den darauf folgenden zahlreichen Protest-Versammlungen wurde man im Weißen Hause zu Washington nachdenklich.

Man begann zu fürchten, daß die Republikaner, weil verantwortlich für die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten, in Folge der angelsächsischen Treibereien nicht nur Illinois und Wisconsin, sondern auch eine Reihe anderer Staaten verlieren könnten, in welchen die Deutsch-Amerikaner zahlreich genug sind, um den Wahlkampf nach ihrem Willen zu entscheiden.

Schließlich lenkte McKinley, um seine Siegesaussichten nicht zu gefährden, ziemlich behende ein. Der Admiral Kautz wurde aus Samoa abberufen. Der „witzige" Kapitän Coghlan erhielt einen Verweis, der Preßmeute, welche der Administration nahe stand, wurden Maulkörbe angelegt, und man machte sogar dem armen alten Holleben ein freundlicheres Gesicht.

Wir hatten erreicht, was wir erstrebten.

Wie aber hatte sich Holleben zur Protestbewegung gestellt? Vernünftiger Weise hätte er zu ihr gar keine Stellung nehmen sollen, denn es handelte sich hier um ein Vorgehen

Digitized by Google

amerikanischer Bürger, in welches sich zu mischen Gesandte und Konsuln auswärtiger Mächte gar kein Recht hatten.

Da Holleben und Buenz lange genug in den Vereinigten Staaten weilten, um die Tragweite politischer Bewegungen beurtheilen zu können, hätten sie erkennen sollen, daß nur das Drohen mit der deutsch-amerikanischen Stimmenmacht einer schweren Schädigung deutscher Interessen durch die „Angelsachsen" vorbeugen konnte.

Selbstverständlich durften die Vertreter Deutschlands die Protestbewegung auch nicht ermuthigen. Das wäre in den amtlichen Kreisen Washingtons mit Recht sehr übel genommen worden. Als Vertreter einer auswärtigen Macht durften sie sich, wie gesagt, in die inneren Angelegenheiten der Vereinigten Staaten gar nicht einmischen.

Zu meinem Befremden bemerkte ich aber, daß der Konsul Buenz bei den Mitgliedern der deutschen Kriegervereine und bei anderen ihm bekannten Bürgern gegen die Abhaltung der geplanten Massenversammlung wühlte. Als ich das erfuhr, begab ich mich in eine Delegaten-Versammlung der Kriegervereine, setzte ihnen die Lage der Dinge auseinander und beschwor meine Kameraden, treu zur Fahne zu halten. Das beschlossen sie auch und trugen viel zum Gelingen der Riesendemonstration bei. Nach dem glänzenden Verlauf der letzteren suchte ich den deutschen Botschafter von Holleben bei dessen nächster Anwesenheit in Chicago auf und fragte ihn, ob der Konsul Buenz mit seiner Zustimmung handelte, als er sich bemühte, die Abhaltung der Massenversammlung zu hintertreiben. Herr von Holleben gab das zu.

Welche Gründe die Herren von Holleben und Buenz zu

Digitized by Google

dem Versuche leiteten, amerikanische Bürger von der Ausübung ihrer Bürgerrechte und Bürgerpflichten abzuhalten, vermochte ich in der That nicht zu ergründen.

Als einem Sohne seines Vaterlandes hätte es dem alten Holleben doch nur angenehm sein können, daß den gegen das Reich gerichteten angelsächsischen Hetzereien kräftig entgegengetreten wurde, und weder als Deutscher, noch gar als Botschafter, durfte er versuchen, hier hemmend zu wirken. War ihm etwa der Gedanke unangenehm, daß hiesige Bürger deutscher Abkunft etwas vollbringen könnten, was seine „Staatskunst" nicht vermocht hatte?

Bald nach der Auditorium-Versammlung erhielt den Kronenorden zweiter Klasse Herr E. G. Halle, der Vertreter der Germania Feuerversicherungs-Gesellschaft von New York für den Westen, welcher an jener Demonstration nicht mitgewirkt hatte. Möglich, daß er befürchtete, solche Theilnahme würde ihm bei den „angelsächsischen" Kunden seiner Gesellschaft schaden. Natürlich machte die „Auszeichnung" dieses Herrn auf viele Kreise einen sehr schlechten Eindruck. Ich komme an anderer Stelle auf jene Ordensverleihung noch zurück.

Jedenfalls war die Stellungnahme des damaligen deutschen Botschafters ebenso taktlos wie thöricht. Wäre seine Einmischung erfolgreich gewesen, hätten die Chicago'er Protestversammlung und die darauf folgenden ähnlichen Kundgebungen nicht stattgefunden, so würden die angelsächsischen Treibereien fortgedauert und wahrscheinlich zur Vertreibung der Deutschen aus Samoa, oder doch zu einer Demüthi-

Digitized by Google

gung Deutschlands durch Großbritannien und die Vereinigten Staaten geführt haben.

Herr von Holleben und der jetzige General-Konsul Buenz mögen am Aktentische, bei Festessen, beim Bechern und anderswo für ihre Verhältnisse Anerkennenswerthes leisten; ihre Thaten auf dem Gebiete der höheren Politik erinnern mich aber an Das, was Bismarck in einem Briefe aus Frankfurt am Main im Jahre 1851 an seine Gemahlin über die bundestäglichen Diplomaten schrieb.

Bismarck sagte da wörtlich: „Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie (die „Diplomaten") alle mit Wasser kochen, aber eine solche nüchterne, einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt mir den Schulzen, oder den Herrn von ... arsky aus dem Chausseehause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen..... Jeder von uns stellt sich, als glaube er vom Anderen, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn ers nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie steckt."

Wie die Leser aus vorstehenden Mittheilungen ersehen, waren trotz meiner jahrelangen Bemühungen, von dem Reiche „Gutes zu reden und Alles zum Besten zu kehren", meine und meiner Zeitung Beziehungen zu den amtlichen Vertretern Deutschlands in den Vereinigten Staaten durchaus keine angenehmen.

Digitized by Google

Aber es wurde mir sogar im deutschen Reichstage von einem anderen „Diplomaten" übel mitgespielt. Dort kamen die ebenso unpassende wie thörichte Einmischung der Herren Holleben und Buenz sowie auch die Ordensverleihung an Herrn E. G. Halle zur Sprache. Diese Gelegenheit benutzte der mittlerweile verstorbene Freiherr von Richthofen, damals Unterstaatssekretär im auswärtigen Amte, um eine Rede zu halten, die sich zum Theil gegen die „Chicago'er Freie Presse" richtete, hauptsächlich aber dazu bestimmt war, die überlegene Weisheit des ehrsamen „Diplomaten" leuchten zu lassen. Welchen schier unglaublichen Unsinn der „selige" Richthofen damals zu Tage förderte, geht aus dem Bericht der „Kölnischen Zeitung" über die betreffende Reichstagsitzung hervor, welche am 1. März 1900 stattfand.

Bemerken will ich hier noch, daß jener Sitzung der jetzige Fürst von Bülow beiwohnte. Dieser war damals Staatsminister und Staatssekretär des auswärtigen Amtes. Da er die Auseinandersetzungen seines Unterbeamten, des Freiherrn von Richthofen, mit anhörte, ohne denselben zu widersprechen, oder sie „mildernd zu ergänzen", so ist die Annahme berechtigt, daß er das einfältige Richthofen'sche Gerede schweigend billigte.

Nachdem der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg die Aufmerksamkeit der verbündeten Regierungen und des Reichstages auf die Mittheilungen der „Freien Presse" gelenkt hatte, mit der Erklärung, daß er ein Exemplar der letzteren zur Einsichtnahme bereit habe, erhob sich Herr von Richthofen.

Er sprach: „Diese Zeitungsnummer (der „Freien Pres-

Digitized by Google

se") ist in ganz außergewöhnlicher Weise vertrieben worden. An zahlreiche Reichstagsabgeordnete ist sie gesandt worden, an die Mitglieder wohl sämmtlicher Regierungen; ja, sogar höher hinauf, an die Bundesfürsten. Ich weiß nicht, ob der Vorredner mit der amerikanischen Presse vertraut ist. Wäre er es, so würde er diesem Artikel nicht einen so hohen Werth beilegen. Die amerikanische Presse geht sehr scharf vor und da wird nicht Alles so streng genommen. Es wird unserem Botschafter in Washington vorgeworfen, er solle sich dahin ausgesprochen haben, daß die Protest-Meetings der Deutsch-Amerikaner nicht überall am Platze seien. Ich weiß nicht, ob das geschehen ist; jedenfalls ist die Politik, die wir bis dahin eingeschlagen haben, und die dahin zielt, uns mit Amerika zu accordiren, bisher erfolgreich gewesen. Ich glaube nicht, daß wenn unser Botschafter eine derartige Aeußerung gethan hat, sie nicht am Platze gewesen sein wird." Herr von Richthofen ging dann auf die Ordensverleihung über, pries Herrn Halle's besonders „patriotische Haltung", salbte den neuen „Ritter" auch sonst mit dem Oele offiziellen Lobes und sagte zum Schluß: „Es kann ihm (Halle) auch nur als Verdienst angerechnet werden, daß die „Chicago'er Tribune" ihren Redacteur gewechselt hat und eine freundlichere Stellung uns gegenüber einnimmt."

Wer mit den thatsächlichen Verhältnissen vertraut ist, dem muß angesichts dieses Geredes der Ausspruch Oxenstierna's einfallen: „Weißt du nicht, mein Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird?"

Die „Freie Presse" hatte sich stets als der deutschen Regierung freundlich gesinnt erwiesen. Auf diese Thatsache war

Digitized by Google

Richthofen von berufener Seite aufmerksam gemacht worden. Er hätte mithin im Reichstage erklären müssen, die Regierung werde, da die aufgestellten Behauptungen aus beachtenswerther Quelle stammten, erstere untersuchen. Statt dessen gab er sich das Ansehen eines gründlichen Kenners der amerikanischen Preßverhältnisse, indem er sagte: „Ich weiß nicht, ob der Vorredner mit der amerikanischen Presse vertraut ist. Wenn er es wäre, würde er diesem Artikel nicht einen so hohen Werth beilegen. Die amerikanische Presse geht sehr scharf vor, und da wird nicht Alles so streng genommen."

Wie wenig aber Herr Richthofen selbst von dem amerikanischen Zeitungswesen wußte, bewies er durch die Erklärung: „Es kann ihm (Halle) nur als Verdienst angerechnet werden, daß die „Chicago'er Tribune" ihren Redacteur gewechselt und eine friedlichere Stellung uns gegenüber einnimmt."

Wer Richthofen den Bären aufgebunden hat, daß Halle im Stande war, in der „Chicago'er Tribune" einen Redaktions- und Stellungs - Wechsel herbei zu führen: ob der „Ritter" Halle selbst, ob Buenz oder ob der alte Holleben, weiß ich nicht. Jedenfalls stellte sich Herr von Richthofen selbst das Zeugniß gänzlicher Unkenntniß hiesiger Preßverhältnisse aus, als er im Reichstage die Erklärung abgab, welche namentlich in Chicago in weitesten Kreisen große Heiterkeit erregte. Halle Diktator in der „Tribune"! Die Maus gebietet dem Elefanten!

Nicht minder erheiternd war die Erklärung Richthofens, er wisse zwar nicht, was Holleben wegen der Protestversammlungen gesagt habe; aber was derselbe auch erklärt habe —er

Digitized by Google

(Richthofen) sei überzeugt, daß eine solche Erklärung am Platze gewesen.

Hier erinnert uns der „Diplomat" an den Abgeordneten Kell, welcher am 15. Februar 1849 in der sächsischen Kammer sagte: „Die Gründe der Regierung kenne ich nicht; aber ich muß sie mißbilligen." Kell mißbilligte, Richthofen billigte, was sie nicht kannten!

Und weiter: Die „Freie Presse" hatte behauptet und Holleben hatte zugestanden, daß Buenz mit Zustimmung des Botschafters sich bemühte, die Abhaltung der großen Protest-Versammlung in Chicago zu hintertreiben. Richthofen behauptete nun ganz unwahr, Holleben solle sich dahin ausgesprochen haben, daß die Protest-Meetings der Deutsch-Amerikaner nicht überall am Platze seien. Hier versuchte Richthofen ganz offenbar, den Thatbestand zu entstellen.

Er ging aber nicht auf den gerechten Vorwurf ein, den wir Holleben machten: daß es nicht nur unklug von ihm war, gegen eine Bewegung Stellung zu nehmen, welche nach Lage der Dinge allein im Stande war, die gefährlichen Wirkungen der angelsächsischen Hetzereien zu vereiteln; sondern, daß er als deutscher Botschafter eine grobe Taktlosigkeit beging, als er sich anmaßte, amerikanischen Bürgern Vorschriften darüber zu machen, wie sie ihre Bürgerpflichten ausüben sollten.

Geradezu verblüffend wirkte es, als Herr Richthofen sagte: „Jedenfalls ist die Politik, welche wir bis dahin eingeschlagen haben, und die dahin zielt, uns mit Amerika zu accordiren, bisher erfolgreich gewesen!"

Wie „erfolgreich" war denn die deutsche Politik in Washington bis zur großen Protest-Versammlung in Chi-

Digitized by Google

cago? Vor Samoa hatten unsere Kriegsschiffe mit denen Groß-Britanniens gemeinsame Sache gemacht, um die Deutschen zu vertreiben, und die deutsche Politik hatte es nicht einmal durchsetzen können, daß dem Kapitän Coghlan von unserer Kriegsmarine ein amtlicher Rüffel ertheilt wurde, weil er auf einem Gastmahl in New York ein gegen den deutschen Kaiser gerichtetes Spottlied vorgelesen hatte. Und das nannte Richthofen „sich mit Amerika erfolgreich accordiren". Man „accordirte sich", indem man Fußtritte schweigend entgegen nahm.

Die ganze, von mir nach dem Bericht der „Kölnischen Zeitung" wiedergegebene Erklärung jenes „Diplomaten" war ein klägliches Gemisch von Beleidigungen, Ausflüchten und Unwahrheiten. Und Herr von Bülow hörte die Erklärung seines Unterstaats-Sekretärs an und gab derselben durch Schweigen seine Zustimmung.

Das war der Dank dafür, daß ich mir durch meine der deutschen Regierung stets freundliche Haltung von unseren Gegnern die Bezeichnung „Reptil" zugezogen hatte.

Allerdings hat mir Herr von Richthofen die Versicherung zugehen lassen, es habe nicht in seiner Absicht gelegen, mich zu beleidigen.

Aber die Verdächtigung meiner Wahrheitsliebe war öffentlich im Reichstage geschehen und von der gesammten deutschen Presse verbreitet worden. Die private Mittheilung Richthofen's, daß er nicht die Absicht hatte, mich zu beleidigen, ist keine entsprechende Genugthuung für das mir widerfahrene Unrecht.

Von Rechts wegen hätte, wie gesagt, die deutsche Regie-

Digitized by Google

rung die von mir auf Grund nachweisbarer Thatsachen erhobenen Anklagen untersuchen und erst dann zu denselben Stellung nehmen sollen. Und wenn es in der Absicht Richthofen's und Bülow's lag, mir Genugthuung zu gewähren, mußte das durch eine Erklärung im Reichstage geschehen, wo die Verdächtigung meiner Wahrheitsliebe stattgefunden hatte.

Wer lange in der Presse thätig gewesen ist, wird für sein Wirken kaum die etwa verdiente Anerkennung erwarten. Aber nachdem ich mehr als 30 Jahre lang ein treuer Freund der deutschen Regierung gewesen, dafür von den Gegnern heftig angefeindet war und durch meine Veranlassung der Protest-Versammlungen Deutschland vor den gefährlichen Folgen der angelsächsischen Hetzereien geschützt hatte, durfte ich, wenn auch keinen Dank, so doch wenigstens anständige Behandlung erwarten.

Statt dessen wurde ich aber im Reichstage von Richthofen mit schweigender Zustimmung Bülow's in der infamsten Weise verdächtigt. Dieses Vorkommniß hat mehr als irgend ein anderes einen tiefen Schatten auf mein Leben geworfen. Es mag anderen Mitgliedern der Presse zur Lehre und zur Warnung gereichen. Man soll seinem Vaterlande gegenüber seine Schuldigkeit thun; aber nie auf gebührende Anerkennung rechnen.

Digitized by Google

Ordens-Verleihungen.

Orden werden von Staats-Oberhäuptern an solche Leute verliehen, die ausgezeichnet werden sollen. Bekanntlich wird dabei leider nicht immer nach Verdienst, sondern meist nach Gunst verfahren. Irre ich nicht, waren es die „Fliegenden Blätter", welche vor längerer Zeit die Art, wie solche „Auszeichnungen" vertheilt werden, durch zwei Bilder veranschaulichten. Auf dem ersten erschien ein alter Soldat, welcher ein winziges Ehrenzeichen trug. Auf die Frage seines Fürsten: „Woher den Orden?" entgegnete er: „Nach Erstürmung der ersten feindlichen Schanze." Das andere Bild zeigte einen Hofmann, der einen riesigen Stern auf der Brust hatte. Auf die gleiche Frage erwiderte er: „Ich war so glücklich, der Erste zu sein, welcher die Entbindung der Prinzessin Anastasia meldete."

Weil in der Regel mehr nach Gunst als nach Verdienst bei Ordensverleihungen verfahren wird, ist die Werthschätzung der letzteren nicht übermäßig groß. Sie sind sogar zur Zielscheibe des Volkswitzes geworden. Der rothe Adler-Orden wird in Berlin der „rothe Piepmatz" genannt, und weil die vierte Klasse desselben recht häufig verliehen wurde, bezeichnete man ihn als den „Unvermeidlichen".

Digitized by Google

Hier in den Vereinigten Staaten sind bei Verleihungen preußischer Orden so lächerliche Mißgriffe und Willkürlichkeiten vorgekommen, daß sie in weiten Kreisen Aufmerksamkeit, verbunden mit Heiterkeit, erregten.

In Chicago erhielt die erste höhere derartige „Auszeichnung" ein Herr E. G. Halle. Er bekleidete einst eine amtliche Stellung; denn er wurde vom Bürgermeister zum Mitglied des Schulraths ernannt und seine Kollegen wurden veranlaßt, ihn zum Vorsitzer zu erwählen. Der Schulrath ist nicht, wie man in Berlin zu glauben scheint, eine „gelehrte Behörde", sondern eine Körperschaft, welche vornehmlich das Schuleigenthum verwaltet, Grundstücke für Schulzwecke kauft, die Errichtung von Gebäuden für Lehranstalten anordnet und dergleichen.

Herr Halle ist durchaus kein Gelehrter. Das Englische schreibt er falsch und das „geliebte Deutsch", welches er spricht, läßt zu wünschen übrig. Man erzählt über ihn allerlei Scherze. Als im deutschen Theater „Minna von Barnhelm" gegeben werden sollte, erklärte er, wie mir von glaubwürdiger Seite mitgetheilt wurde, er wolle sich „das neue Stück von Barnhelm" auch ansehen. Gelegentlich meinte er, man solle doch „die Appendicitis heraus schneiden".

Als der Prinz Friedrich Leopold von Hohenzollern, der Vetter des jetzigen Kaisers, in Chicago erwartet wurde, sagte Herr Halle in Gegenwart des berühmten Tenoristen Schott und des unlängst verstorbenen L. von Pechmann: „Wir Amerikaner haben natürlich für diese hergelaufenen Prinzen und Grafen nichts übrig; denn die meisten wollen sich nur eine Millionärs-Tochter holen."

Digitized by Google

Schott sagte sofort: „Mein Herr, ich bin deutscher Offizier und gestatte Niemandem, in meiner Gegenwart ein Mitglied des deutschen Kaiserhauses zu beleidigen.“ — Worauf Halle schwieg.

Dieses Vorkommniß wurde allgemein bekannt, und auch der Konsul Buenz mußte von demselben gehört haben. Dennoch empfahl er Herrn Halle für einen Orden und brachte dadurch den König von Preußen in die lächerliche Lage, auf solche Weise einen Mann „auszuzeichnen“, welcher seinen Vetter einen „hergelaufenen Prinzen“ genannt hatte. Ueber die Gründe, welche den Konsul Buenz veranlaßten, Herrn Halle zu empfehlen, wurde hin und her geredet, doch kann ich dieselben hier nicht erörtern.

Die „Dekorirung“ Halle's geschah bald nach der gewaltigen Massenversammlung, in welcher die Deutsch-Amerikaner Chicago's die angelsächsischen Hetzereien gegen ihr Vaterland verdammten, und alle Theilnehmer an diesen Treibereien bei Wahlen mit der deutschen Stimmenmacht bedrohten. Herr Halle hatte sich an jener Versammlung nicht betheiligt und nun wurde gerade er durch einen Orden „ausgezeichnet“, während keinem der hervorragenden Theilnehmer der großen deutschen Kundgebung das Gleiche geschah. Das wurde allerdings nicht erwartet, doch fiel der Contrast auf. Er war aber in so fern erklärlich, als der Botschafter von Holleben und der Konsul Buenz in ihrem „beschränkten Unterthanenverstand“ versucht hatten, die gewaltige Demonstration, welche so gute Wirkungen hatte, zu verhindern. Trotzdem erregten naturgemäß das Verhalten der genannten beiden Würdenträger und die „Auszeichnung“ Halle's bei vielen

Digitized by Google

Deutschen Entrüstung und bei den Deutschfeinden schadenfrohes Lächeln.

Es trug der Vorgang ganz gewiß nicht dazu bei, die Achtung vor der deutschen Diplomatie und die Werthschätzung der Ordensverleihungen zu erhöhen. Die „Dekoration" des Herrn Halle kam im deutschen Reichstage zur Sprache, und da benützte ein anderer Diplomat, der inzwischen verstorbene Freiherr von Richthofen, wie schon kurz erwähnt, die Gelegenheit, sich ebenfalls etwas niedriger zu stellen. Er behauptete nach dem Parlamentsbericht der „Kölnischen Zeitung" vom 2. März 1900: „Ihm (Halle) ist es zu verdanken, daß 1888 großartige Trauerfeierlichkeiten für Kaiser Wilhelm den Großen stattfanden." Diese Mittheilung zeigt, wie andere Erklärungen Richthofens im Reichstage, daß, wenn nicht seine Wahrheitsliebe, so doch seine Kenntniß hiesiger Vorgänge sehr mangelhaft war. Jene Kundgebung ward von anderen Männern veranlaßt. Es wurden sehr viele Bürger herzugezogen; aber Halle fand nur Verwendung als Mitglied des Musik-Comites. Die Seele und der Vorstand des letzteren war aber bekanntlich Herr Franz Amberg, der Präsident der „Vereinigten Männerchöre von Chicago." Halle war bei jener Gelegenheit nur „das fünfte Rad am Wagen".

Einen sonderbaren Eindruck machte es in Chicago, daß der „Reichsanzeiger" bei der Mittheilung von der „Dekoration" des Herrn Halle letzteren als Großindustriellen bezeichnete. Halle hatte sich als ein tüchtiger Angestellter der „Germania" Feuer-Versicherungs-Gesellschaft von New York bewährt. Letztere machte ihn in Folge dessen zu ihrem

Digitized by Google

Vertreter für die West-Staaten, und in dieser Stellung hat er sich als ausgezeichneter Geschäftsmann erwiesen.

Es kann ein Versicherungs-Agent ein viel gescheidterer und besserer Mann sein als ein „Großindustrieller"; aber in dem vorliegenden Falle war der Titel „Vertreter der Germania Feuer-Versicherungs-Gesellschaft" den Herren Buenz und Hollaben wahrscheinlich nicht vornehm genug, und sie frisirten deshalb ihren Halle als „Großindustriellen".

Die Verleihung des Kronenordens zweiter Klasse an Herrn Halle beweist nur, wie schlecht man in Berlin von Botschaftern und Konsuln bedient wird; denn Halle war weder durch seine Bildung, noch durch sein Verhalten als Deutsch-Amerikaner zu einer solchen Auszeichnung berechtigt.

Den Kronenorden dritter Klasse erhielt, weil er bei einem Festmahle eine kurze Ansprache an den Prinzen Heinrich, bei dessen Anwesenheit in Chicago gehalten hatte, der Rechtsanwalt Harry Rubens. Es war ein richtiger „Frühstücksorden"; denn Herr Rubens war früher an der Herausgabe eines sozial-demokratischen Tageblattes („Sozialist") in Chicago betheiligt; welches wegen seiner Freundschaft für Kaiser und Reich durchaus nicht berühmt wurde.

Ich machte damals wegen dieser merkwürdigen Ordensverleihung etliche Verse, die ich aber nicht veröffentlicht habe, weil es nicht in meiner Absicht lag, den „Dekorirten" zu kränken. Seitdem hat Herr Rubens auch noch einen österreichischen Orden erhalten. Auf diese läßt sich das Sprichwort anwenden: „Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu." Es kommt dabei gar nicht darauf an, ob der „Ritter" ein altbe-

Digitized by Google

währter Reichsfreund ist, oder nicht. Wenn Herr Rubens jetzt einen Theil seiner Zeit dem Sport widmen will, auf weitere Orden Jagd zu machen, wird er in kurzer Zeit eine ganze Reihe derselben über seinem Herzen tragen können. Ich habe schon viel schlechtere Leute als Herrn Rubens gekannt, auf deren Helden-Brüsten es von Ritter-Kreuzen und sonstigen „Ehrenzeichen" wimmelte. —

Nachdem Herr Speck von Sternburg deutscher Botschafter in Washington geworden, erhielt Herr Woldemar von Nostitz, damals Chef-Redakteur des Louisviller „Anzeiger", jetzt aber Schriftleiter des New Yorker „Morgen Journals", einen Orden wegen seiner Verdienste um die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zwischen dem deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten. Herr von Nostitz ist ein ebenso liebenswürdiger wie befähigter Mann. Früher sächsischer Offizier, hat er sich unter den schwierigsten Verhältnissen zu seiner jetzigen Stellung emporgerungen und sich die Achtung sowie die Freundschaft Vieler erworben. Daß er stets bemüht war, die vorerwähnten guten Beziehungen aufrecht zu erhalten, wird Jeder zugeben, welcher seine trefflichen Leitartikel gelesen hat, und wohl Niemand gönnt ihm eine Auszeichnung herzlicher als ich.

Aber weshalb gerade Herr von Nostitz wegen Pflege der so oft genannten „guten Beziehungen" mit einem Orden bedacht wurde, erschien Vielen unbegreiflich; denn Nostitz ist nur ein jüngerer Kämpfer im politischen Leben; sein Wirkungskreis war ein verhältnißmäßig beschränkter und da keinem Veteranen unter den deutsch-amerikanischen Vorkämpfern eine solche „Auszeichnung" angeboten wurde, so ward

Digitized by Google

die „Dekoration" des Herrn von Nostitz als eine unbegreifliche Bevorzugung angesehen.

Eine ungerechte Bevorzugung fand allerdings statt; aber als unbegreiflich erschien sie denjenigen nicht, welche wußten, daß Nostitz und Sternburg in Sachsen Regiments-Kameraden waren. Herr von Sternburg mißbrauchte eben seinen Einfluß als Botschafter, um einen persönlichen Freund zu Ungunsten alter Kämpen zu bevorzugen.

Auch in diesem Falle blieb wieder einmal das ältere Verdienst unberücksichtigt. Herr von Sternburg hat dadurch den Beweis geliefert, daß er in seinen Amtshandlungen mehr von persönlicher Gunst als von großen Gesichtspunkten und von dem Gefühl des Rechts und der Billigkeit geleitet wird. Kein Wunder, daß die Achtung vor den Reichs-Mandarinen mehr und mehr sinkt, und daß Urtheilsfähige Ordensverleihungen nur geringen Werth beimessen.

Digitized by Google

Aus- und Einwanderung.

Es sind meist wirthschaftliche Gründe, welche Menschen veranlassen, aus ihrem Vaterlande nach anderen Gegenden zu übersiedeln. In stark bevölkerten Ländern wird das Angebot von Arbeitskräften oft größer als die Nachfrage, die Löhne fallen deshalb, und die Unzufriedenen wenden sich solchen Theilen der Erde zu, welche zwar fruchtbar, aber nur schwach besiedelt sind. Hier steht die Arbeit höher im Preise, und es wird dem tüchtigen Menschen auch leichter, selbständig zu werden.

Verhältnißmäßig selten sind es in unseren Tagen religiöse oder politische Gründe, welche eine starke Auswanderung veranlassen. Puritaner, Hugenotten und protestantische Deutsche verließen wegen religiöser Verfolgung ihre Heimath und von ihnen kamen viele nach den Vereinigten Staaten. Politische Ursachen waren es, welche besonders nach dem Jahre 1848 deutsche Revolutionäre an unsere Küsten führten, und neuerdings haben viele Israeliten und Finnen Rußland verlassen, um sich der dortigen verderbten Willkürwirthschaft zu entziehen.

Wie sehr aber wirthschaftliche Bedingungen die moderne

Digitized by Google

Völkerwanderung beeinflussen, ist leicht zu erkennen; sowohl wenn wir die Länder berücksichtigen, welche Auswanderer stellen, wie auch diejenigen, nach welchen der Menschenstrom sich vornehmlich zu wenden pflegt.

Aus Deutschland sind mehrere Millionen (meist nach den Vereinigten Staaten) ausgewandert; aber die Zahl dieser Auswanderer war in den einzelnen Jahren sehr verschieden.

In den fünf Jahren von 1881 bis 1885 wanderten 707,044 Deutsche aus; in den fünf Jahren von 1900 bis 1904 nur 140,774. Von diesen kamen 127,660 nach den Vereinigten Staaten, also mehr als 90 von je Hundert. Die Versuche des sogenannten Kolonial-Vereins, die deutschen Auswanderer nach Brasilien zu verschleppen, waren demnach nur von geringem Erfolge. Nach jenem schönen Lande übersiedelten von 1900 bis 1904 nur 2622 Deutsche.

Die Einwanderung nach unserem Lande war gleichfalls sehr verschieden. Erst seit 1820 wurde darüber Buch geführt. Der Zufluß aus Europa vor 1820 wird auf 250,000 geschätzt. In den achtziger Jahren, als die Geschäftsverhältnisse hier günstiger waren, als in Europa, stieg die Einwanderung von 177,826 im Jahre 1879 ganz bedeutend und bezifferte sich 1892, im Jahre vor dem großen Krache, auf 623,084, fiel dann bis auf 229,299 im Jahre 1898 und beträgt jetzt über eine Million.

Aber der Zufluß aus Deutschland ist andauernd gering. Das deutsche Gewerbe hat einen so gewaltigen Aufschwung genommen, daß es dort für Jedermann leicht ist, lohnende Beschäftigung zu finden. Diesen Aufschwung verdanken die Deutschen großentheils den Engländern. Diese, eifersüchtig

Digitized by Google

auf die Entwicklung der deutschen Industrie, erließen ein Gesetz, wonach alle nach Britannien eingeführten Waaren einen Herkunftsstempel tragen mußten; die aus Deutschland kommenden also die Bezeichnung „Made in Germany".

Da ein großer Theil dieser Waaren von britischen Kaufleuten in andere Länder versandt wird, so erfuhren die Abnehmer aus dem Stempel „Made in Germany", daß die Güter, welche sie für englische Erzeugnisse gehalten hatten, in Deutschland hergestellt wurden. Unternehmende Händler entschlossen sich deshalb, die englischen Mittelmänner zu umgehen und an der Quelle zu schöpfen. Daraus entstand eine größere direkte Verbindung und die deutschen Fabrikanten beeilten sich, durch Entsendung von Reisenden das überseeische Geschäft zu entwickeln. Die Ausfuhr deutscher Fabrikate nahm in Folge dessen einen großen Aufschwung. Die Engländer verloren viele Kunden und sie haben gewiß längst erkannt, daß sie einen großen Fehler begingen, als sie die Anbringung der Herkunftsstempel für alle über England versandten Waaren erzwangen.

Aber die Bäume wachsen nicht in den Himmel, und auch der Aufschwung der deutschen Industrie hat seine Grenzen. Es scheint, daß im Reiche schon jetzt im Vertrauen auf unbegrenzte Entwicklung der Ausfuhr in manchen Industriezweigen mehr Waaren angefertigt werden, als verkäuflich sein dürften. Dann müssen die Fabrikanten ihren Betrieb einschränken, der Verdienst der Arbeiter wird geringer und demgemäß alsbald die Auswanderung aus dem Reiche wieder entsprechend größer.

Die Bevölkerung des Reiches ist auf über 62 Millionen

Digitized by Google

angewachsen; die durchschnittliche jährliche Zunahme beträgt mehr als 850,000 und wird voraussichtlich bald eine Million übersteigen. Natürlich werden die Heranwachsenden lohnende Beschäftigung suchen, aber in dem schon jetzt sehr dicht bevölkerten Lande schwer finden. Das Angebot von Arbeitskräften wird immer größer werden, und das muß die Löhne drücken. Kein denkfähiger Mensch, welcher die wirthschaftliche Lage Deutschlands in ruhige Erwägung zieht, kann den Schluß von der Hand weisen, daß die Auswanderung aus dem Reiche schon in den nächsten Jahren wieder bedeutend stärker werden muß.

Es kostet viel Zeit und Geld, einen Säugling zu einem arbeitsfähigen Menschen zu entwickeln. Die Kosten für Aufziehung eines Arbeiterkindes in Deutschland bis zum 15. Lebensjahre wurden 1866 von dem Statistiker Ernst Engel auf 2,250 Mark berechnet; für einen Geistesarbeiter bis zum 26. Jahre auf 16,200 Mark. James G. Blaine veranschlagte den Kostenpunkt auf durchschnittlich $1,500. In der Regel ist die Aufzucht von Kindern auf dem Lande billiger als in den Städten.

Jedenfalls und unter allen Umständen ist ein erwachsener, arbeitsfähiger und ordentlicher Mensch vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus beurtheilt ein Werthgegenstand, welchen, wenn dieser Mensch auswandert, das Mutterland verliert, dagegen das neue Heimathsland gewinnt. Es ist daher erklärlich, daß die Völker es nicht gern sehen, wenn die mit Mühe und Sorgen aufgezogenen jungen Leute in andere Länder ziehen.

Dagegen sehen vernünftige Leute in dünn besiedelten

Digitized by Google

Gegenden die Ankunft von Einwanderern sehr gern; denn die bloße Thatsache, daß diese Ankömmlinge sich in größerer Anzahl irgendwo dauernd niederlassen, steigert den Werth des Grundeigenthums, die Erträge des letzteren und bereichert so die Gegend, welche eine starke Einwanderung erhält.

Jedes Ding hat indeß mindestens zwei Seiten; so auch die Auswanderungs-Frage. Wird ein Land übervölkert, ist das Angebot von Arbeitskräften erheblich größer, als die Nachfrage, sinken in Folge dessen die Löhne, so werden die Massen unzufrieden und zu Umsturz-Bewegungen geneigt. Zieht nun ein Theil der schlecht Bezahlten ab, erhalten in Folge des verminderten Angebotes von Arbeitskräften die Zurückbleibenden höhere Löhne, dann werden die Daheimgebliebenen zufriedener mit ihrem Loose sein. Die Gefahr innerer wirthschaftlicher Kämpfe schwindet.

Die Ausgewanderten bleiben meist mit ihrem Vaterlande in Verbindung; sie mehren und stärken die Handelsbeziehungen zwischen dem Lande ihrer Geburt und dem ihrer Wahl zum Vortheil beider Gebiete. In Erwägung der hier angeführten Thatsachen und Gründe begünstigte denn auch die italienische Regierung seit längerer Zeit die Auswanderung. Sie erblickte in letzterer auch einen Vorgang, welcher zur Ausgleichung des Unterschiedes in der Bevölkerungsdichtigkeit der verschiedenen Länder führt.

In den Vereinigten Staaten wurde viele Jahre hindurch von der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung eine starke Einwanderung gern gesehen und begünstigt; obschon eine starke Minderheit (die „Knownothings") dem

Digitized by Google

Menschenzufluß feindlich gegenüberstand und die Eingewanderten anfeindete.

Seit die Einwanderung aus Deutschland, Großbritannien und den skandinavischen Ländern von der aus Rußland, Oesterreich und Italien weit überholt wurde, und der jährliche Zufluß die Million überschritten hat, ist die Zahl der Einwanderungs-Gegner größer geworden. Sie meinen, daß fast 700,000 Slaven, Israeliten und Italiener, die in einem Jahre herüberkommen, eine Masse bilden, welche die Zusammensetzung unseres im Werden begriffenen Volkes höchst ungünstig beeinflussen wird. Außerdem sei das unbesiedelte Gebiet der Vereinigten Staaten verhältnißmäßig klein geworden, und wir sollten dasselbe lieber für unsere Nachkommen aufheben, als es jenen wegen ihrer Volksart unerwünschten Italienern, Slaven und Juden einzuräumen. Diesen Gegnern des Völkerzuflusses schließen sich noch viele Gewerkschaftler an, welche meist selbst einwanderten, aber jetzt Anderen nicht Das gönnen, was sie selbst hier genießen. Mit solch schmutziger Selbstsucht läßt sich natürlich keine Erörterung über eine das ganze Land angehende wichtige Frage führen. Diese engherzigen Banausen muß man sich selbst überlassen; denn an ihrer rohen Selbstsucht prallen Gründe der Vernunft und Menschlichkeit ab. Sie gleichen Schweinen, welche mit allen vier Füßen im Futtertrog stehen und so verhindern wollen, daß andere sich satt fressen.

Die Einwendungen gegen die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten halte ich für ungenügend. Die Blutvermischung hat sich weder in einzelnen Familien noch bei den Völkern als nachtheilig erwiesen. Einem großen Volke,

Digitized by Google

wie dem unsrigen, das nahezu 90 Millionen zählt, kann die Beimischung slavischen, semitischen und romanischen Blutes nicht schaden. Sie wird unsere Nordländer etwas lebhafter und beweglicher machen. So weit die jüdische Einwanderung in Betracht kommt, wird sie ohnehin bald erschöpft sein. In Rußland leben etwa 5 Millionen Israeliten, deren Loos sich anscheinend in nächster Zeit günstiger gestalten wird, und die meisten werden deshalb nicht auswandern. In Rumänien wohnen etwa 300,000 Juden, und auch diese werden nicht sämmtlich nach den Vereinigten Staaten kommen. Italien hatte im Jahre 1904 33,218,324 Einwohner und von dort dürfen wir wohl andauernd eine starke Einwanderung erwarten; ebenso werden voraussichtlich auch in den nächsten Jahren viele Slaven nach den Vereinigten Staaten kommen. Aber diese Leute sind meist fleißig und sparsam. Chicago'er Grundeigenthümer, welche Läden und Wohnungen an Italiener vermiethet haben, stellen diesen das Zeugniß aus, daß sie pünktliche Zahler und sehr sparsam sind; — dabei allerdings etwas gewaltthätig veranlagt.

Und die Italiener, Israeliten und Slaven werden sich der Verschmelzung, welche sich hier, namentlich durch die Volksschulen vollzieht, ebenso wenig entziehen können, wie die Nachkommen der Einwanderer aus anderen Ländern. Ganz unbegründet ist auch die Furcht vor Ueberbevölkerung und Landmangel. Europa ist annähernd eben so groß wie die Vereinigten Staaten; aber seine Bevölkerung ist fast fünfmal so zahlreich wie die unsrige. Wenn wir heut 300 Millionen Einwohner mehr hätten, würde deren Zahl die Europa's noch nicht erreicht haben. Selbst wenn unsere Bevölkerung

Digitized by Google

sich jährlich um 2 Millionen vermehren sollte, würden in hundert Jahren unsere Enkel noch weit mehr Ellenbogenraum haben, als die heutigen Europäer. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß der Völkerstrom sich von den Vereinigten Staaten ab nach anderen Ländern wenden wird, ehe sich bei uns die Einwohnerzahl von 22 bis auf 100 per Quadrat-Meile vermehrt hat. In Europa beträgt sie gegenwärtig 107, im britischen Nord-Amerika 1½, in Süd-Amerika 5.3, in Australien 1.4, in Afrika 11 und in Asien 57.70. Je mehr der Landpreis bei uns in Folge starker Volkszunahme steigt, desto früher wird sich die europäische Auswanderung nach Gegenden wenden, in denen Land billiger zu haben ist. So wird sich im Laufe der Jahre die Volkszahl in allen Theilen der Erde durch die Auswanderung mehr und mehr ausgleichen.

Die Gegner der Einwanderung in den Vereinigten Staaten sollten auch bedenken, daß die neuen Ankömmlinge, welche mit der englischen Sprache, sowie mit den hiesigen Gebräuchen, Handwerkszeugen und Maschinen nicht vertraut sind, in der ersten Zeit, selbst dann mit den am wenigsten wünschenswerthen Arbeiten vorlieb nehmen müssen, wenn sie durch ihre Erziehung befähigt sind, bessere Plätze auszufüllen. Dadurch, daß so viele Einwanderer genöthigt sind, irgend welche Beschäftigung anzunehmen, welche sich ihnen bietet, werden diejenigen in höhere Stellungen gehoben, welche schon längere Zeit hier wohnen. Bei Erdarbeiten, in Bergwerken, beim Straßenreinigen und in anderen nicht sehr begehrten Stellungen, finden wir nur selten Eingeborene; es sei denn, daß

sie als Aufseher beschäftigt sind. Viele Slaven und Italiener werden dauernd bei solchen Arbeiten thätig sein.

Aber neben Ankömmlingen, welche nur für gewöhnliche Arbeiten verwendbar sind, haben wir namentlich auch aus Deutschland einen starken Zuzug von tüchtig ausgebildeten Künstlern, Landwirthen, Kaufleuten, Handwerkern und Gelehrten erhalten, welchen die Vereinigten Staaten zum großen Theile ihren Aufschwung auf allen Gebieten verdanken.

Wenn wir alle Vortheile in Erwägung ziehen, welche die Vereinigten Staaten der Einwanderung verdanken und voraussichtlich auch künftighin noch verdanken werden, dann erscheinen die auf Beschränkung oder gar auf Verhinderung derselben gerichteten Bestrebungen um so thörichter, als sie nicht erfolgreich sein können.

Falls Jemand fest entschlossen ist, sich in den Vereinigten Staaten nieder zu lassen, so bieten ihm die lang gestreckten Grenzen unseres Landes vollauf Gelegenheit, auch ohne hohe obrigkeitliche Erlaubniß einzuwandern. Um das einigermaßen wirksam zu verhindern, müßten wir eine dichte Kette von Soldaten an unserer Landesgrenze aufstellen und diese Wachen regelmäßig ablösen. Und gelänge es uns, die Einwanderung aus den Vereinigten Staaten ganz fern zu halten, so hätten wir dadurch die Gans getödtet, welche uns so viele goldene Eier gelegt hat.

Wir sollten deshalb diese moderne Völkerwanderung ungestört lassen, welche die Bewohnerzahl der verschiedenen Erdtheile allmählich ausgleichen wird und sowohl den übervölkerten Ländern Europa's, wie auch unserer Republik zum Nutzen gereicht.

Digitized by Google

Vielwählerei.

Die Art, wie wir unsere Beamten wählen, stammt aus der Zeit der ersten Besiedlung unseres Landes. Damals waren die Gemeinden klein, und fast jeder Bürger kannte seine Nachbaren. Es war deshalb den Stimmgebern leicht, eine Auswahl zu treffen aus den Candidaten für die verschiedenen Aemter.

Heute ist das anders. In einer großen Stadt kennen nur wenige Bürger einzelne der vielen Leute, welche sich um ein Amt bewerben. Die Auswahl der Candidaten geschieht durch die Partei-Organisationen, und diese werden von Männern beherrscht, welche aus der Politik ein Geschäft machen. Die Theilnahme an Versammlungen, Primärwahlen, an Conventen, sowie an der Wahlbewegung nimmt viel Zeit in Anspruch und es ist deshalb natürlich, daß diejenigen, welche solcher Thätigkeit Zeit und Geld widmen, schließlich durch Aemter oder Contrakte für öffentliche Arbeiten belohnt werden wollen.

So weisen denn die von den Parteien aufgestellten Stimmzettel meist nur die Namen solcher Leute auf, welche aus der Politik ein Gewerbe machen. Die Bürger, welche

Digitized by Google

daheim bleiben, wenn Versammlungen, Primärwahlen, usw. stattfinden, schimpfen oft weidlich über die von den „Politikanten" aufgestellten „Tickets"; aber es bleibt ihnen schließlich nichts Anderes übrig, als für eines derselben zu stimmen, sich Candidaten von beiden Wahlzetteln auszusuchen, oder an den Wahltagen zu Hause zu bleiben. Mitunter raffen sie sich zur Aufstellung einer unabhängigen Candidatenliste auf; aber in der Regel sind doch nur die Stimmzettel der großen Parteien im Felde. Die Candidaten aussichtsloser kleiner Parteien, kommen nicht in Betracht.

Solche Zustände könnten nur beseitigt werden, wenn sich das Volk entschließen würde, der Vielwählerei ein Ende zu machen. Wir sollten nicht einmal oder zweimal im Jahre wählen und dann für eine lange Liste von Leuten stimmen, welche die meisten Wähler nur ausnahmsweise kennen. Wir sollten nur die Präsidenten, Gouverneure, Bürgermeister und die Volksvertreter wählen. Diese sollten dann die Schatzmeister, die zahlreichen Bureau - Vorsteher und die sonstigen Beamten ernennen, und zwar sollten die Leute, welche sich in ihren Aemtern bewährt haben, in denselben belassen werden. Man sollte sie nur entlassen dürfen, wenn sie sich als unehrlich oder als unfähig erwiesen haben. So wird es in allen vernünftig verwalteten Ländern gehalten.

Dann brauchten Wahlen nur einmal in zwei oder in vier Jahren stattzufinden. Die Zahl der zu Wählenden wäre alsdann nur klein. Bei der Seltenheit der Wahlen würde sich die gesammte Bürgerschaft an denselben lebhafter betheiligen, und bei der geringen Zahl der Candidaten könnte sich

Digitized by Google

Jedermann leicht darüber unterrichten, welche Bewerber den Vorzug verdienen.

Eine Unsitte ist es, häufig mit den Beamten zu wechseln. Oft hört man die Aeußerung, „der Mann war lange genug im Amte, er sollte nun einem Anderen Platz machen." So schwatzen Gedankenlose; selbst wenn der betreffende Beamte ehrlich und fleißig seine Schuldigkeit gethan hat. Dadurch wird selbstverständlich bei manchen Dienern des Volkes der Antrieb zu treuer Pflichterfüllung untergraben.

Was würde man von einem Geschäftsmanne denken, welcher zu einem tüchtigen Kassirer oder Buchhalter sagte: „Sie sind jetzt lange genug in Ihrer Stelle gewesen, Sie haben diese allerdings zu meiner Zufriedenheit verwaltet; aber es sind viele Bewerber um Ihren Posten da, und deshalb muß ich Sie entlassen."

Man würde einen Geschäftsmann, der so handelte, mit Recht für halb blödsinnig halten; aber genau so unsinnig verfährt das Volk der Ver. Staaten mit seinen treuen Dienern. Es schwärmt für einen beständigen Personenwechsel in den Aemtern.

Unter dem jetzigen System verdankt ein Beamter seine Stellung der Partei, zu welcher er gehört. Nur von ihr kann er seine abermalige Nomination erwarten, und er widmet deshalb seine Aufmerksamkeit weniger den Amtspflichten, als den Bemühungen, eine nochmalige Nomination zu erlangen. Er muß vor Allem einflußreichen Parteiführern gefällig sein und das geschieht gewöhnlich dadurch, daß er Freunden derselben in seinem Amte Anstellungen giebt,

Digitized by Google

selbst wenn er für weitere Arbeitskräfte gar keine Verwendung hat.

Daher kommt es, daß in den meisten Aemtern mindestens drei Leute angestellt sind, wo einer bequem die betreffende Arbeit verrichten könnte. Die Steuerzahler sehen diesen Unfug, welcher ihnen schweres Geld kostet, schon seit vielen Jahren mit an, ohne solcher unerhörten Verschwendung durch geeignete Maßregeln ein Ende zu machen.

Würden wir künftighin nur einmal oder zweimal in vier Jahren wählen, dann nur Präsidenten, Gouverneure, Bürgermeister und Gesetzgeber küren, und alle ehrlichen, fleißigen Unterbeamten in ihren Stellungen belassen, dann wären wir im Stande, unter der geringen Anzahl der Candidaten einsichtsvoll zu wählen und die Verwaltung unserer öffentlichen Angelegenheiten würde nicht nur viel besser, sondern auch bedeutend billiger werden.

Aber für eine solche Verbesserung unserer politischen Einrichtungen sind die Aussichten leider nicht glänzend; es läßt sich wenigstens nirgendwo eine Bewegung im Volke wahrnehmen, welche eine derartige Reform anstrebt.

Die dem allgemeinen Stimmrecht zu Grunde liegende Annahme, daß mindestens 51 von je 100 Wählern nützliche Maßregeln erkennen und durchführen würden, hat sich auch auf dem Gebiete der Vielwählerei leider nicht erfüllt.

Digitized by Google

Frauenrechte.

Es ist oft und mit Recht gesagt worden, daß die Stellung der Frauen ein Gradmesser für die Bildung und Gesittung der Völker sei. Diese Stellung war in den verschiedenen Staatswesen zu allen Zeiten eine sehr ungleiche, und sie ist es noch heute, wovon sich Jedermann durch Nachschlagen in den Geschichtswerken überzeugen kann.

Je niedriger ein Volk steht, desto mehr werden und sind die Männer gewöhnlich geneigt, ihre größere Muskelkraft zur Unterdrückung des schwächeren Geschlechts zu mißbrauchen.

In Babylon wurden die Mädchen auf offenem Markte an den Meistbietenden verkauft. Zoroaster führte in Persien die Ehe ein; woran sich freilich die Könige und die „Großen" des Landes nicht kehrten. In Medien durften sich dagegen die Frauen mehrere Männer zulegen. Den Israeliten war es erlaubt, sich zwei Frauen und zwei Kebsweiber zu halten, und sie konnten eine Frau, welche ihnen lästig wurde, einfach verstoßen, ohne auch nur verpflichtet zu sein, für deren Unterhalt zu sorgen. Mädchen durften verkauft

Digitized by Google

werden. Selbst Christus behandelte seine Mutter nicht mit besonderer Hochachtung; denn von der Hochzeit zu Kana wird im 2. Kapitel im Evangelium St. Johannes berichtet: „Und da es an Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: „Sie haben nicht Wein.“ Jesus spricht zu ihr: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Seine Mutter spricht zu den Dienern: „Was er Euch sagt, das thut.“ — Darauf erfolgte dann nach demselben Evangelisten die Verwandlung von Wasser in Wein.

Kein Volk hat uns ältere und zuverlässigere Berichte über sein Staatswesen und über seine Einrichtungen hinterlassen, als das der Aegypter. Die Aufzeichnungen an Bauten und in Papyrus-Rollen reichen an 6000 Jahre zurück. Die Aegypter hatten die Ehe, und die Stellung der Frauen war eine höhere, als die in anderen Ländern zu gleicher Zeit. Auch die Griechen und Römer würdigten das weibliche Geschlecht mehr als die orientalischen Völker. Die Germanen hatten das Recht, mehr als eine Frau zu ehelichen; aber die Vielweiberei war nicht gebräuchlich. Tacitus berichtet, daß nur die Fürsten mitunter mehr als eine Frau heimführten, um durch weitere Ehen mehr politischen Einfluß zu gewinnen.

Die christliche Kirche nahm gegen die Vielweiberei Stellung; obschon sich die „Großen“ mitunter an das Gebot der Ehe nicht kehrten. Noch Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen ließ sich, allerdings mit Zustimmung seiner Gattin, Frl. von Voß und die Gräfin von Dönhoff „zur linken Hand“ antrauen. Von der greulichen Maitressenwirth-

Digitized by Google

schaft, die besonders in Frankreich und Deutschland „blühte", gar nicht zu reden.

Bei manchen großen Völkern ist die Stellung der Frauen auch heute noch eine höchst beklagenswerthe. Wenn ein Chinese stirbt, darf sein Sohn die Wittwe seines Vaters verkaufen. In Japan darf man junge Mädchen von deren Eltern kaufen und diese gekauften Mädchen nach Belieben mißbrauchen.

Trotzdem giebt es viele Leute, welche für die Japaner schwärmen, die sie für ein fortgeschrittenes, aufgeklärtes Volk halten, weil sie sich manche Errungenschaften der Europäer und der Amerikaner aneigneten und mit Erfolg den Russen gegenüber zur Geltung brachten. Sogar die Frauen von Europäern und Amerikanern, welche sich in Japan niederließen, geriethen in diesem angeblich so aufgeklärten Lande in eine nichts weniger als beneidenswerthe Lage.

Sollte es geschehen, daß die Japaner in China festen Fuß fassen und die Chinesen ebenso wie ihr eigenes Volk militärisch organisiren, so dürften uns, sowie den Europäern von den mehr als 400 Millionen Mongolen ernste Schwierigkeiten erwachsen. Die Warnungen vor der „gelben Gefahr" sind meiner Ansicht nach durchaus keiner lächerlichen Furcht entsprungen. Gott schütze die Kaukasier vor den „Segnungen" der mongolischen „Kultur". —

Gegenüber den Unterdrückungen, welchen das schwächere Geschlecht auch heute noch in vielen Ländern ausgesetzt ist, mag erwähnt werden, daß in manchen Theilen Indiens, Thibets und an der Küste von Malabar bis auf unsere Tage noch die Vielmännerei bestehen soll. Jedenfalls hat indeß

Digitized by Google

im Ganzen mit der zunehmenden Bildung und Gesittung der Völker die Stellung der Frauen sich beständig gebessert.

Aber von einer unbedingten Gleichberechtigung beider Geschlechter sind wir auch jetzt noch weit entfernt, und groß ist die Zahl Derjenigen, welche für die Erweiterung der Frauenrechte wirken.

Die Bestrebungen der „Frauenrechtler" beider Geschlechter gehen natürlich weit auseinander. Sie sind zum Theil wirthschaftlicher, zum Theil politischer Art und wesentlich herbeigeführt durch die Umgestaltung der Erwerbsthätigkeit.

Zur Zeit, als die Völker vornehmlich von der Landwirthschaft lebten, verrichtete die Familie fast alle Arbeiten, die zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nothwendig waren. Der Boden lieferte nicht nur die Nahrungsmittel, sondern auch Stoffe für die Kleider. Sogar das Bauen besorgten die Mitglieder des Haushaltes. Da fanden demnach die Frauen und Mädchen daheim ausreichende Beschäftigung.

Später, namentlich seit Anwendung von Maschinen, wurde diese Frauenthätigkeit fast ganz lahmgelegt. Heute sehen wir nicht nur die Mädchen, sondern auch leider die Frauen und Kinder der arbeitenden Bevölkerung in den zum Theil ungesunden Fabriken zu meist ungenügenden Löhnen beschäftigt, und eine Folge dieser Zustände ist die Zunahme der Prostitution.

In sehr ungünstiger Lage befinden sich auch die Töchter der sogenannten „besseren", aber unbemittelten Stände, soweit sie nicht durch Abschluß einer guten Ehe versorgt wurden. In diesen Kreisen galt es bis in die neueste Zeit als

Digitized by Google

unpassend, für Geld zu arbeiten, und bequemte man sich aus Noth dazu, dann mußte es heimlich geschehen.

Solche unbefriedigenden, ja ungesunden Zustände haben der „Frauenbewegung" einen mächtigen Aufschwung gegeben. Die verständigen Vorkämpfer für Frauen-Rechte erstreben nun bessere Ausbildung des weiblichen Geschlechts, Erweiterung des Arbeitsfeldes für letzteres, Staatsschutz gegen ungebührliche Ausbeutung der Frauen- sowie der Kinderarbeit und Anerkennung des Rechtes der Frauen auf selbständige Vermögens - Verwaltung, Vormundschaft und der sich aus diesen ergebenden Verhältnisse.

In England sowie in den Vereinigten Staaten hat die Frauen - Bewegung die größten Erfolge aufzuweisen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, kann hervorgehoben werden, daß in Großbritannien etwa 3,500,000 Frauen und Mädchen selbständig sind, sowie daß in der Union bei Weitem die meisten Lehrkräfte und viele Beamte dem weiblichen Geschlecht angehören. Doch soll hier nicht verschwiegen werden, daß durch das allzugroße Uebergewicht der weiblichen Lehrkräfte unsere Schulen leiden; namentlich soweit die Erziehung der Knaben in Betracht kommt.

Uebrigens darf man alle die großen Mängel, an welchem diese Volksschulen leiden, nicht allein den oft verspotteten weiblichen Lehrkräften zur Last legen. Es ist fast überall im Lande Brauch, die wesentlichsten Unterrichts-Gegenstände (Lesen, Schreiben und Rechnen) zu vernachlässigen und durch Einführung von allerlei wissenschaftlich aussehendem Hokuspokus bei den urtheilslosen Menschen die Ansicht hervorzuzaubern, als werde in den Volksschulen sehr

Digitized by Google

Hervorragendes geleistet. Auch Herr Edwin G. Cooley, der Vorsteher des Chicago'er Schulwesens, scheint ein Pädagoge dieser Art zu sein.

Den Unterricht im Deutschen hat er in Chicago völlig auf den Hund gebracht, und wenn man nach den Leistungen der Schulen auf die Tüchtigkeit des Oberlehrers schließen darf, ist Herr Cooley nicht der Mann für ein so hohes Amt.

Er bekleidet dasselbe nun schon seit 1900, bezieht ein Jahresgehalt von $10,000 und hatte demnach bei einer anständigen Besoldung Zeit, sein Können zu zeigen.

Nun treiben zwar junge Mädchen in den Hochschulen, (wahrscheinlich zur Entwicklung des weiblichen Zartgefühls) Vivisection an Thieren, d. h. sie quälen diese bei lebendigem Leibe zu Tode. Zwar mußte eine Hochschul-Lehrerin Unterricht im Lateinischen ertheilen, obschon sie bei sonstiger großer Tüchtigkeit von dieser Sprache nicht erheblich mehr versteht, als Ingo, meine große Ulmer Dogge; aber mit der Kenntniß der sogenannten Elementar-Wissenschaften sieht es auch bei den mit dem Zeugniß der Reife entlassenen Hochschülern sehr schlecht aus. Der Präsident einer großen Chicago'er Bank erklärte, er habe schon oft versuchsweise ehemalige Zöglinge Chicago'er Hochschulen angestellt; aber keiner sei im richtigen Schreiben und Rechnen sattelfest gewesen.

Trotzdem bleibt Herr Cooley Leiter des Chicago'er Schulwesens. Mit Zustimmung des Herrn Otto Schneider, des deutschen Schulraths-Präsidenten, ist er wieder gewählt worden; trotzdem Herr Schneider in nachdrücklicher Weise auf Cooley's Unzulänglichkeit aufmerksam gemacht wurde. Die

Digitized by Google

Deutschen Chicago's haben keinen Grund, auf Herrn Schneider's Vertretung in dieser Beziehung stolz zu sein.

Uebrigens wurde Herr Cooley zum Vorsitzer des amerikanischen Lehrertages gewählt, ein Beweis dafür, daß seine Berufsgenossen ihn für einen Mann halten, welcher als amerikanischer Pädagoge auf der Höhe seiner Zeit steht. Doch das nur beiläufig.

In Deutschland hat die Frauen-Bewegung dahin geführt, daß die Zahl der Lehrerinnen und weiblichen Beamten im Telegraphen-, Post, und Eisenbahn-Dienst gewaltig gestiegen und noch im Steigen begriffen ist.

Viele Schwierigkeiten werden in Deutschland den Mädchen gemacht, welche sich den gelehrten Berufen widmen wollen. Da scheint der Brodneid eine recht große Rolle zu spielen. Die Gegner des Frauenstudiums behaupten, daß dem weiblichen Geschlecht die geistige Befähigung dazu mangle.

Wenn Dem so ist, dann werden ja die Bewerberinnen bei der Prüfung ebenso durchfallen, wie unbefähigte Männer. Den Mädchen auf die Behauptung hin, sie seien unfähig, das Recht zum Studium zu verweigern, erscheint höchst ungerecht.

Vor allem sollte man den Wunsch, ja das Bedürfniß der Frauen, bei gewissen Zuständen von weiblichen Aerzten behandelt zu werden, als durchaus berechtigt anerkennen. Fast jeder Ehemann wird eine solche Forderung unterschreiben.

Jedes heranwachsende Mädchen sollte allerdings zunächst für den eigentlichen Beruf des Weibes herangebildet, also zur Hausfrau erzogen werden. Daneben kann es aber recht wohl geistig dazu vorbereitet werden, sich seinen Lebensunterhalt

Digitized by Google

anständig zu verdienen, wenn es ihm versagt ist, eine gute Ehe einzugehen.

Wenn wir uns der politischen Frauen-Bewegung zuwenden, so finden wir da eine erheblich kleinere Zahl von Kämpfern. Die Gründe, welche für das Wahlrecht, sowie für die Wählbarkeit aller Frauen zu Aemtern angeführt werden, sind im Wesentlichen folgende:

Viele Frauen sind geistig bedeutender als die meisten Männer, und es kommen ihnen mithin alle politischen Rechte zu, welche man diesen, und in den Vereinigten Staaten sogar den meist sehr unwissenden Negern bewilligte. Diese Zurücksetzung der Frauen sei eine Schmach, die nicht schnell genug ausgelöscht werden könne.

Uebrigens würde durch eine starke Betheiligung der Frauen an der Politik letztere gereinigt und auf einen höheren Standpunkt gehoben werden.

Niemand wird bestreiten, daß manche Frauen den meisten Männern an Kenntnissen sowie an Reife des Urtheils überlegen sind. Aber es handelt sich da nur um Ausnahmen. Kann ein vernünftiger Mensch ernstlich behaupten, daß sämmtliche Frauen sämmtlichen Männern an Vertrautheit mit politischen Angelegenheiten auch nur annähernd gleichkommen? Daß den Negern das Wahlrecht verliehen wurde, war ein aus Parteirücksichten begangener Fehler, den man fast ein Verbrechen nennen darf. Der Umstand, daß so vielen ganz Ungebildeten politische Rechte verliehen wurden, ist aber ganz gewiß kein durchschlagender Grund dafür, die Zahl der unwissenden Stimmgeber in noch viel größerem Maße zu vermehren.

Digitized by Google

Unsere Frauen und Mädchen beschäftigen sich, Gott sei Dank, noch meist mit den ihnen von der Natur und vom vernünftigen Brauch zugewiesenen Berufe als Führerinnen unseres Hauswesens derart, daß sie nicht Zeit und Lust genug übrig behalten, sich nun auch noch mit der Politik zu befassen. Was sie über letztere von ihren männlichen Familien-Mitgliedern und aus den Zeitungen erfahren, ist ohnehin nicht dazu angethan, sie zur Theilnahme an den politischen Kämpfen zu reizen. Ihr weibliches Zartgefühl hält sie davon ab.

Dazu kommt, daß sich die hochgespannten Erwartungen nicht erfüllt haben, welche die Befürworter des Frauen-Stimmrechts an die Einführung desselben knüpften. Die Betheiligung des schönen Geschlechts an den Wahlen ist verhältnißmäßig klein gewesen, und das politische Leben ist in den Staaten der Union, wo das Frauen-Stimmrecht eingeführt wurde, dadurch nicht „gereinigt" worden. Ja es haben sogar Frauen in größerer Zahl an Wahlbetrügereien theilgenommen. Die meisten Frauen und Mädchen sind der Betheiligung an der Politik abgeneigt, und es besteht hier in den Ver. Staaten eine starke Frauen-Organisation, welche gegen die Ertheilung des Wahlrechtes an ihr Geschlecht kämpft.

Und das ist erfreulich!

Die Forderung, das Frauen-Stimmrecht einzuführen, erscheint nur als einer der zahlreichen Versuche zur Gleichmacherei, während ein großes Naturgesetz Verschiedenartigkeit geschaffen hat. Es scheint mir besser, die Arbeit zwischen den beiden Geschlechtern so zu theilen, daß den Männern die

Digitized by Google

schweren und mehr oder weniger unsauberen Verrichtungen zugewiesen werden. Noch verwerflicher als die Forderung, den Frauen das allgemeine Wahlrecht zu verleihen, erscheint mir die, nach Beseitigung der Ehe die „freie Liebe" einzuführen. Die mehr „conservativen" Befürworter dieses „Fortschritts" sind geneigt, den Männlein und Weiblein das freie Zusammenleben zu gestatten so lange es den Betheiligten gefällt. Aber manche Radikalen wollen das nicht gestatten, weil es gegen das Prinzip der Gleichheit verstoße. Weshalb soll ein Mann, mit Ausschluß aller anderen, das alleinige Anrecht an ein weibliches Wesen haben, und umgekehrt?

Wenn wir Alle gleich sind, wie kann da ein weibliches Wesen ein ausschließliches Anrecht auf einen Mann haben und umgekehrt? Vielleicht begünstigen viele Radikale einen täglichen Wechsel, sodaß einen Tag um den andern die Frauen und an den dazwischen liegenden Tagen die Männer das Recht der freien Wahl haben. Wenn mehrere weibliche Wesen denselben Mann wünschen, oder mehrere Männer dieselbe Frau, dann müßte das Los entscheiden. So würden „gleiche Rechte für Alle" gewährleistet!

Der Professor Karl Vogt war ein radikaler Philosoph. Als aber Anhänger der freien Liebe in der Schweiz eine Versammlung abhielten, widmete er ihnen folgende Verse:

Wir wollen in der Sonn' spazieren,
Wir wollen uns mit Fett beschmieren
Und ausgelöscht sei Mein und Dein.
Wir wollen uns mit Schnaps berauschen,
Wir wollen unsere Weiber tauschen.
Wir wollen freie Menschen sein.

Digitized by Google

Die Durchführung einer solchen „Reform" würde übrigens große Schwierigkeiten in der Aufzucht der Kinder im Gefolge haben. Der zeitweilige „Gatte" einer Frau würde vielleicht abgeneigt sein, den Lärm von „Babies" zu ertragen, deren Vater er nicht ist und deren Erzeuger kaum festzustellen wäre. Die Kinder müßten also nach ihrer Geburt in großen Erziehungsanstalten untergebracht werden; obschon das in mehr als einer Hinsicht üble Wirkungen haben würde.

Mit der Beseitigung des Familienlebens müßte den Kindern die liebevolle Pflege der Mutter entzogen werden. Miethlinge oder zur Kinderpflege Befohlene würden die Kleinen aufziehen, und die Sterblichkeit der letzteren müßte dadurch unzweifelhaft bedeutend zunehmen. Dagegen würde nach Ansicht der Befürworter solcher Aufzuchtanstalten diese Art der „Verpflegung" bedeutend billiger sein, als die in Familien.

Hoffentlich kommt es nie zu dieser Art von „Fortschritt", welcher die Ehe beseitigen will, um „freie Liebe" an deren Stelle zu setzen, das Familienleben abzuschaffen, die Kinder von den Eltern zu trennen und alle menschlichen Wesen in Riesengebäuden unterzubringen, wie Schweine oder Kaninchen in großen Ställen.

Aber wir müssen zugeben, daß die „freie Liebe" eine logische Folge der modernen Gleichheitslehre ist. Wenn wir Alle gleich sind, dann müssen wir auch ein gleiches Anrecht an die Arbeitsergebnisse haben, und es giebt dann keinen Vorwand dafür, daß wir in Häusern verschiedener Art leben, daß ein Unterschied in den Kleidungsstücken bestehen

Digitized by Google

darf, daß ein Mensch mehr Anspruch an eine Person des anderen Geschlechts haben soll, als seine Zeitgenossen, daß Mütter die Zeit mit der Pflege ihrer Kinder „vertrödeln" dürfen.

Was immer indeß unsere „radikalen Reformer" zu Gunsten ihrer Forderung sagen mögen, die Aufhebung der Ehe würde der furchtbarste Schlag sein, welcher die Menschheit treffen könnte.

Denn die Ehe, das Familienleben erhebt die Menschen über die rein geschlechtlichen Beziehungen zu einander. Frauen und Männer werden dadurch zu Genossen in Freud und Leid. Die Kinder werden meist mit liebevoller Sorgfalt erzogen. Nichts auf Erden kann ihnen die Mutterliebe ersetzen, und fast alle bedeutenden Menschen verdanken die Entwicklung ihrer Fähigkeiten größtentheils den wohlthätigen Anregungen, welche sie in frühester Kindheit von ihren Müttern erhielten.

Die naturwidrigen Gleichmacherei - Bestrebungen, und die Ansicht, daß man im Wege der Gesetzgebung (anstatt durch Erziehung) die Menschen gut und glücklich machen könne, sind Krankheitserscheinungen des menschlichen Geistes.

Die Vorstellung, daß man im Wege der Gesetzgebung die von der Natur festgelegten Zustände beseitigen könne, wird am Ende die fortschrittlichen Reformer zur Befürwortung von Bestimmungen veranlassen, wonach alle Menschen gleiche Größe, dieselben Augen- und Haar - Farbe haben, und wonach die Männer und Frauen ein Jahr um das andere Kinder gebären müssen. Selbstverständlich müßte dann auch das „Kastenwesen" aufhören. Es dürfte keine Gelehrten,

Digitized by Google

Arbeiter, Kaufleute, Bauern und Handwerker mehr geben. Die Menschheit müßte in so viel Gruppen eingetheilt werden, wie es Tage im Jahre giebt. Der Zeitgenosse Müller müßte der Reihe nach Schuhmacher, Arzt, Landarbeiter, Uhrmacher, Straßenkehrer, Schlosser usw. sein.

Der Einwand, daß kein einzelner Mensch alle solche Aufgaben bemeistern könne, dürfte in den Augen der fortgeschrittensten „Reformer" ganz hinfällig erscheinen. Die Gleichheit aller Menschen muß durchgeführt werden! Für die Befähigung sämmtlicher Menschen für alle Berufe, muß die Gesetzgebung sorgen. Sind wir Bürger der Vereinigten Staaten nicht souverän, und sind nicht die Kongreß-Mitglieder unsere Diener, welche den Volkswillen zur Ausführung bringen müssen?

Man soll Haare und Butter auch bei Feststellung der Frauenrechte nicht durcheinander mischen, indem man die vernünftigen Forderungen, welche auf Besserung der Stellung des weiblichen Geschlechtes abzielen, mit naturwidrigen, oder doch das Familienleben schädigenden Phantastereien verquickt. Angesichts des Fortschrittes, welchen Bildung und Gesittung namentlich in den letzten Jahrhunderten gemacht haben, dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß auch fernerhin der gesunde Fortschritt siegen, dagegen die mehr oder weniger verrückten Gleichmacherei-Bestrebungen unterliegen werden.

Digitized by Google

Politischer Humbug.

Die Voraussetzung, auf welcher das allgemeine Stimmrecht beruht: daß von 100 Bürgern mindestens 51 alle Zeit ihr Votum für die besten Männer und Maßregeln abgeben werden, hat sich bekanntlich nur in verhältnißmäßig geringem Umfange erfüllt. Namentlich in den amerikanischen Großstädten treibt jenes Wahlrecht mitunter sonderbare Blüthen. In New York hat sogar trotz gelegentlicher Niederlagen, die anerkanntermaßen durch und durch verderbte Tammany-Organisation sich in der Herrschaft behauptet und die zur Zeit noch größte Stadt unseres Landes mit einer ungeheuren Schuldenlast beladen, welche zum großen Theile durch Vergebung betrügerischer Contrakte an Spieß- und Raubgesellen der Führer entstanden ist.

Ein weit verbreitetes Mittel solcher Führer, sich am Ruder zu erhalten, sind die Wahlfälschungen, welche in fast allen größeren Städten geübt werden. Die Ringmitglieder sprachen davon ziemlich offen. Sie halten ihr Treiben, wenn auch nicht für gesetzlich, so doch für so allgemein üblich, daß es politischer Brauch geworden ist.

Digitized by Google

Dabei erwarten diese Leute, daß Jeder dem Andern die politische Treue hält. Als dies in einem hervorragenden Falle nicht geschah, sagte einer der „Anführer" zu mir gelegentlich: „Mein Wahlbezirk hat ungefähr 275 wirklich berechtigte Stimmgeber. Wir gaben dem Kerl eine Mehrheit von 600, und nun hat der elende Schuft sich gegen uns gewendet." Die sittliche Entrüstung des Mannes war ganz echt, und es mag hinzugefügt werden, daß er im Geschäftsleben ein durchaus anständiger Mensch war, dessen Wort man unbedingt vertrauen konnte. Das Mogeln in der Politik hielt er offenbar für einen weit verbreiteten und deshalb erlaubten Sport.

Die Falschstimmerei wird bekanntlich im Wesentlichen so getrieben, daß beim Eintragen der Bürger in die Wählerlisten eine große Anzahl von Leuten gemiethet wird, welche sich in vielen Bezirken registriren lassen (in manchen mehrere Male von verschiedenen Häusern aus) und die alsdann an Wahltagen auf die eingetragenen Namen hin möglichst früh und oft stimmen. Um Letzteres zu ermöglichen, werden sie meist in Wagen von einem Stimmplatz zu dem andern gefahren. Bevor sie ihr Votum abgeben, fragen sie ihren „Precinct-Capt'n", auf welchen Namen sie stimmen sollen, und es wird ihnen alsdann dieser sammt ihrer angeblichen Wohnung genannt.

Dieses Falschstimmen hatte im Laufe der Jahre in den Großstädten einen solchen Umfang angenommen, daß jetzt beide Parteien es sich viel Geld kosten lassen, um zu ermitteln, ob die in die Wählerlisten Eingetragenen wirklich in den betreffenden Bezirken wohnen. Verdächtige Gegner

Digitized by Google

(aber nur solche) werden vor Gericht geladen und haben dort den Nachweis für ihre Wahlberechtigung zu liefern. Wer das nicht kann, „drückt sich", und die Stimmenabgabe von Seiten Unberechtigter hat in Folge dessen sehr nachgelassen.

Eine Plage für die Parteien und besonders für die Candidaten sind die Leute, welche ihren wirklichen oder angeblichen Einfluß an die Meistbietenden verkaufen wollen. Zu diesen politischen Blutigeln gehören besonders viele sogenannte Arbeiterführer; doch schenkt man ihnen neuerdings wenig Beachtung.

Ein vielerfahrener (republikanischer) Campagne-Leiter sagte einst zu mir: „Wer sein Geld solchen Kerlen giebt, ist ein großer Narr. Ich habe mitunter einem oder dem anderen solcher Menschen etliche Dollars verabreicht, und dann einem unserer Vertrauensmänner einen Wink gegeben, Jenen zu folgen. Meist ging der Betreffende stracks in das demokratische Hauptquartier, um auch dort seinen Einfluß zu verkaufen. Gaben ihm die Demokraten ebenfalls einige Dollars, so blieb er gewöhnlich neutral. Aber selbst wenn er ehrlich war, und unsere Candidaten zu loben begann, hatte das üble Folgen für uns. Andere „Arbeiterführer" wurden aufmerksam. Sie wußten, daß ihr College nichts umsonst thut, und sie schlossen aus seinem lauten Wirken für unsere Partei, daß er von uns „geschmiert" wurde. In den nächsten Tagen wimmelte es in unserem Hauptquartier von sogenannten „Labor-Skates", und da wir nicht genug Geld hatten, um die ganze zahlreiche Bande zu kaufen, so wühlten fortan alle Diejenigen gegen uns, die wir nicht bezahlen wollten oder konnten. Jetzt sage ich all diesen Leuten, welche sich

Digitized by Google

an mich wenden, es sei mir wohl bekannt, welchen großen Einfluß sie besäßen; leider hätten wir gar kein Geld, könnten ihnen also ihre Auslagen nicht vergüten. Das ist die billigste Art die Kerle los zu werden."

Die Schröpfung der Candidaten wird übrigens oft in viel großartigerer Weise betrieben. Vor einer Reihe von Jahren veranstalteten drei unternehmende Leute auf ihre Kosten eine „County-Convention unabhängiger Bürger". Die Sache ging überaus stattlich vor sich. Eine große Halle war gemiethet worden, und an 300 „Delegaten" hatten sich eingefunden. Ein starkes Musikcorps spielte patriotische Weisen, der Vorsitzende hielt eine schwungvolle Rede. Er donnerte gegen die Corruption. Die Unabhängigen seien allerdings nicht stark genug, um eine eigene Candidatenliste zu wählen; wohl aber wären die Tausende ihrer Anhänger zahlreich genug, um durch Unterstützung der besten Leute auf beiden Wahlzetteln den tüchtigsten Männern zum Siege zu verhelfen. Die größte Vorsicht sei natürlich geboten. Deshalb müsse man das Comite für die Empfehlung der Candidaten sorgfältig zusammensetzen. Das geschah dann auch. Zwei von den drei Veranstaltern der „Convention" gehörten diesem „Ausschuß" an, der sich alsbald in zwei benachbarte Zimmer zurückzog; ebenso wie die Comites für Beglaubigungen, Beschlüsse etc., welche in anderen Zimmern tagten. Während der Abwesenheit der Delegaten unterhielten Redner und das Orchester die Versammlung.

Es hatten sich die meisten Candidaten beider Parteien zu der wohlangezeigten „Convention" eingefunden. Diese imponirte durch ihre Größe, sowie durch ihren geschäftsmäßigen

Digitized by Google

Verlauf, und viele der Herren Aemterjäger suchten das Comite für die Empfehlung von Candidaten auf, wo sie den Beweis lieferten, daß sie die „besten Männer" seien.

Später wurde behauptet, daß jeder Delegat $3 für seine Anwesenheit erhielt, und daß die drei Veranstalter nach Deckung aller Kosten einen Ueberschuß von $12,000 erzielt hätten. Da der „Convent" von nur drei Leuten veranstaltet war, so war das Geld weggeworfen, welches die Candidaten für die Unterstützung der „unabhängigen Bürger" ausgegeben hatten.

Später tauchte einer dieser drei Conventions-Veranstalter noch einmal mit einem Plane zur Schröpfung von Candidaten auf, diesmal besorgte er das Geschäft aber allein. Er spielte nicht wieder auf Theilung.

Der Unternehmer erschien in der geräumigen Wirthschaft eines Wahlbezirks und begann mit dem Eigenthümer ein Gespräch über die politische Corruption, welcher nur durch die ehrliche Bürgerschaft ein Ende gemacht werden könnte. Der Wirth, der an solches Gerede gewöhnt, hörte nur zerstreut zu, bis der „Reformer" mit einem Vorschlage herausrückte. Er sagte:

„Ich will eine Versammlung hier abhalten, John, um die ehrlichen Bürger des Bezirks zu organisiren. Dabei will ich ein Fäßchen Bier auflegen. Preis $5, Profit $3, ohne Das, was nachher die Anwesenden noch ausgeben. Hier sind die $5. Nun sorge aber auch dafür, daß am nächsten Dienstag Deine Wirthschaft gefüllt ist."

Die Aussicht auf ein Fäßchen Freibier und eine Rede übt immer eine gewisse Anziehungskraft aus. Die Versamm-

Digitized by Google

lung war gut besucht. Hinter einem Tisch am Ende der Halle stand unser Reformator. Er donnerte, wie üblich, gegen die Corruption, und schloß seine nicht allzu lange Rede ungefähr so:

„Nur die ehrlichen Bürger, welche die Politik nicht als Geschäft betreiben, können die Pest beseitigen. Deshalb fordere ich Sie auf, unserem Vereine beizutreten, welcher den Namen führt: „Die Wächter der Freiheit." Beiträge sind nicht zu bezahlen. Sie brauchen nur ihren Namen nebst Wohnungen in die hier aufliegende Liste einzutragen. Alsdann werde ich alle Vereins-Mitglieder einladen, mit mir ein Faß Bier zu leeren."

Wer wollte nicht ein „Wächter der Freiheit" sein, wenn es nichts kostet, und wenn man obenein etliche Gläser Bier erhält?

Die Liste bedeckte sich schnell mit Namen, und nachdem das Fäßchen geleert war, entfernte sich der Reformator.

So trieb er es in vielen Precincten und er mag wohl an $1,500 für Bier verausgabt haben. Aber mit Namensunterschrift hatten sich an 15,000 Bürger verpflichtet, bei der nächsten Wahl zur Beseitigung der Corruption nur für diejenigen Candidaten zu stimmen, welche der Präsident sämmtlicher „Wächter der Freiheit" als die besten Männer empfehlen würde. Denn was sie unterschrieben, hatten die durstigen Seelen nicht gelesen.

Unser Reformator soll mit diesem Humbug ein schweres Stück Geld verdient haben. Aber noch vor der Wahl vertagte er sich nach New York, denn man kann derartige Scherze auf die Dauer nicht in derselben Stadt veranstalten.

Digitized by Google

Kolonial-Politik.

Die sogenannte Kolonial-Politik, welche darin besteht, daß ein starkes Volk ein schwächeres unterjocht und die Unterworfenen meist um einen Theil ihres Besitzes beraubt—— diese Kolonial-Politik erscheint Vielen tadelnswerth.

Wenn A dem B etwas nimmt, was diesem gehört, so ist das je nach den Umständen, entweder Diebstahl oder Raub. Vertheidigt B sein Eigenthum und wird dabei von A getödtet, so hat letzterer einen Mord, oder doch mindestens einen Todtschlag begangen. Diebstahl, Raub, Todtschlag und Mord werden von allen sogenannten Kultur-Völkern als Verbrechen bestraft. Wenn aber diese „Kultur-Völker" die gleichen Handlungen begehen; wenn sie ganze Länder rauben und dabei die Bewohner, welche den von ihren Vätern ererbten Besitz vertheidigen, massenhaft tödten, so nennen sie das nicht Raub und Mord, sondern Kolonial-Politik.

Manche Völker haben bei Ausplünderung unterworfener Länder große Schätze heimgeführt; seit Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien namentlich die Spanier, die Holländer und die Engländer. In neuester Zeit kostet

Digitized by Google

der Kolonial-Besitz fast allen Staaten große Zuschüsse, wie man aus ihren amtlichen Berichten über Einnahmen und Ausgaben ersehen kann. Die Völker, welche Kolonien besitzen, verlieren Geld dabei; aber begünstigte Einzelne ziehen aus Aemtern oder Privilegien erheblichen Nutzen.

Unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen brauchen Völker, welche große Handesflotten besitzen, zu deren Schutz nicht nur Kriegsschiffe, sondern für alle ihre Seefahrzeuge auch Stützpunkte, in welchen die Schiffe Kohlen einnehmen, ausgebessert werden und im Kriege nöthigenfalls Schutz finden können. Der gesetzliche Erwerb solcher Hafenplätze in verschiedenen Theilen der Erde und die Befestigung solcher Stützpunkte erscheint nothwendig. Was darüber hinaus geht und als Kolonial-Politik bezeichnet wird, ist ein Unrecht, und, wie die Erfahrung aller Völker in neuester Zeit lehrt, obendrein höchst unvortheilhaft.

Dennoch scheinen die meisten Groß-Staaten vom „Kolonial-Rappel" befallen zu sein. Manche befinden sich sogar im eifrigen Wettbewerb, um afrikanische Oedländereien und setzen Gut und Blut an die Erlangung der letzteren. Und wer dieses ebenso unrechte wie unvortheilhafte Treiben nicht billigt, von dem behaupten die Kolonial-Schwärmer, er sei kein „Patriot".

Die Einnahmen und Ausgaben der deutschen Kolonien stellten sich während der letzten 5 Jahre in Reichsmark folgendermaßen:

	Eigene Einnahmen.	Reichszuschüsse.
1902—1903	16,117,692	34,681,800
1903—1904	17,797,410	30,283,112

Digitized by Google

1904—1905	22,029,516	54,687,037
1905—1906	22,535,581	205,829,535
1906—1907	13,187,658	128,379,929
	91,667,860	453,866,413

Allerdings wurden die Mehrausgaben des Reiches großentheils durch die verschiedenen „Rebellionen" in Afrika veranlaßt; aber auf solche Verluste muß schließlich jede Kolonial-Macht als mit gleichsam unvermeidlichen Zuschüssen rechnen; denn Aufstände der Eingeborenen gehören naturgemäß zu den sich immer wiederholenden Vorkommnissen. Die früheren Besitzer der Länder betrachten die Eingedrungenen als Räuber und suchen das ihnen aufgelegte Joch abzuschütteln. Und auch in den Friedensjahren sind die Reichszuschüsse für die Kolonien stets bedeutend größer gewesen, als deren eigene Einnahmen. Die räuberische Besitznahme fremder Länder ist also, wie gesagt, vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet verwerflich und dazu auch noch ein sehr schlechtes Geschäft. Die Opfer an Blut und Gut, welche die Deutschen in Afrika bringen, werden ihnen niemals ersetzt werden und wenn das Reich in einen Krieg mit England gerathen sollte, würde dieses den Deutschen alsbald ihr leider sehr theures Spielzeug entreißen.

Weil die Kolonial-Politik auf Raub und Mord begründet ist, verwildern auch die in den auswärtigen Besitzungen Deutschlands angestellten Beamten sehr leicht, wenn sie nicht besonders ehrenfest sind. Sie müssen ja die eigentlichen Besitzer des Landes mit Gewalt niederhalten und dabei gera-

Digitized by Google

then sie in Versuchung, ihre Machtvollkommenheit zur Befriedigung ihrer eigenen Gelüste zu mißbrauchen.

Zu diesen „Verwilderten„ gehört auch Herr Heinrich Leist, welcher das Amt eines Kanzlers in Kamerun bekleidete. Er wurde wegen gröblichen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt, begangen an Negerfrauen, am 6. April 1895, vom Disciplinarhofe in Leipzig aus dem Reichsdienste entfernt. Er kam nach Chicago. Hier ist man gewohnt, „Gestrandeten" eine hilfreiche Hand zu reichen, wenn sie versuchen, auf ehrliche Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Herr Leist aber rechtfertigte alsbald die von dem Disciplinarhofe ausgesprochene Befürchtung: „Der hohe Grad von Mangel an Selbstzucht des Angeklagten könne sich auf jedem anderen Gebiete wieder zeigen."

Obschon nicht Bürger der Vereinigten Staaten erwarb er sich auf ungesetzliche Weise ein Patent als öffentlicher Notar; beging also gleich beim Beginn seiner hiesigen Laufbahn abermals eine ungesetzliche Handlung. Das deutsche Konsulat unterstützte Herrn Leist, indem es ihm zahlreiche Notaritats-Geschäfte zuwies, welche vor den Konsul gelangen. Letzterer wurde von Chicago'er Firmen darauf hingewiesen, daß nur ein Bürger der Vereinigten Staaten Notar sein könne, daß Leist sein Patent unrechtmäßiger Weise besitze, und daß mithin Amtshandlungen, in welchen notarielle, durch Leist vollzogene Beglaubigungen ein Glied bildeten, anfechtbar wären.

Das Konsulat wies diese Vorstellungen mit der schriftlichen Erklärung zurück, daß Leist ein Notariats-Patent besitze, und

Digitized by Google

daß es nicht Sache des Konsulats sei, zu untersuchen, wie Leist dasselbe erlangte.

Weil diese Angelegenheit öffentliches Aergerniß erregte, richtete ich an das Konsulat ein Schreiben, in welchem ich ausführte, daß der Konsul amtlich und wissentlich einem Gesetzesübertreter in seinem ungesetzlichen Treiben Vorschub leiste und dadurch in ruhiger Ueberlegung Mitschuldiger werde bei Verletzung der Gesetze eines Landes, in welchem er als Vertreter der deutschen Regierung wirke.

Alle diese Vorstellungen waren vergeblich. Der Unfug dauerte fort, bis der Gouverneur Tanner Kenntniß von dem Skandal erhielt und Leist das Notariats-Patent entzog.

Der jetzige Konsul Dr. Wever erklärte mir in einer Unterredung, Leist sei dem Konsulat von einflußreichen Leuten im Kolonialamt angelegentlichst empfohlen worden. Thatsächlich dauert die für Leist höchst nutzbringende Verbindung bis in die neueste Zeit fort; ja Herr Leist ist, wie ich von verläßlicher Seite erfahre, öfters Gast im Hause des Konsuls Wever.

Man ersieht hieraus, wie entsittlichend einflußreiche Leute im Kolonialamte wirkten. Nicht nur daheim kamen grobe Ungehörigkeiten vor; die „einflußreichen Leute" verderbten auch auswärtige Beamte des Reiches. Auf die Empfehlung jener „Einflußreichen" hin wurde der Konsul Buenz bereitwilligst Mitschuldiger eines Menschen, welcher persönlichen Vortheils wegen die Gesetze eines hiesigen Staates gröblich verletzte.

Und der jetzige deutsche General-Konsul Wever erhielt die Verbindung mit Leist nicht nur aufrecht, er hat diesem sogar nach dem Tode des bisherigen Konsulats-Anwalts Vocke die

Digitized by Google

Vertretung des Reiches in Rechtsangelegenheiten übertragen! Kaum glaublich; aber wahr!

Weder Herr Buenz noch Herr Wever gehören zu den Schwachsinnigen, welche zwischen Recht und Unrecht nicht zu unterscheiden vermögen. Wenn sie trotzdem, wie es geschah und noch geschieht, Herrn Leist Vorschub leisteten und leisten, so hat das seinen Grund offenbar in der Thatsache, daß hohe Beamte im auswärtigen Amte zu Berlin dies wünschen. Man sollte von Männern, welche Konsulats-Posten bekleiden, erwarten dürfen, daß sie sich in ihren amtlichen Handlungen von demselben Rechtsgefühl leiten lassen, welches für jeden Staatsbürger maßgebend sein soll. Mutheten ihnen „Einflußreiche" im Kolonialamte Ungehöriges zu, so hätten sie derartige Zumuthungen zurückweisen müssen, mit der Begründung: „Unsere Stellung als Beamte im Reichsdienst erlaubt es uns nicht, einen Menschen zu fördern, welcher hüben wie drüben zum Gesetzes-Uebertreter geworden ist." Aber es stand ihnen die Hoffnung, durch jene „Einflußreiche" begünstigt zu werden, anscheinend viel höher, als die Geltendmachung des Rechts und der Billigkeit in der Ausführung ihrer amtlichen Pflichten. Und so sehen wir dann zwei Konsuln des Reiches als Förderer eines Menschen, welcher die Gesetze zweier Länder übertreten hat.

Mit welchem Recht kann das deutsche Reich von seinen Angehörigen Befolgung der Gesetze verlangen, wenn es seinen Konsuln erlaubt, wissentlich und wiederholt einen Mann amtlich zu begünstigen, welcher die Gesetze eines befreundeten Staates verletzte? Das deutsche Beamtenthum stand bisher in dem Rufe unantastbarer Ehrenhaftigkeit, und es ist des-

Digitized by Google

halb sehr zu beklagen, daß jetzt einflußreiche Leute im auswärtigen Amte moralisch schwachbeinige Konsuln veranlassen dürfen, ihre Unterstützung einem Manne wie Leist zu gewähren. Wenn Herr Wever durch Heranziehung des Herrn Leist zu seinen Gesellschaften die Theilnehmer an letzteren gleichsam zwingt, mit dem Genannten als mit einem Gleichen zu verkehren, so ist das allerdings bis zu einem gewissen Grade Privat-Angelegenheit des Herrn Wever und Sache der von diesem Eingeladenen.

Aber die amtliche Begünstigung Leist's verletzt das Rechts- und Sittlichkeits-Gefühl weiter Kreise und muß, da sie von Berlin aus theils gefordert theils geduldet wird, nicht nur das Ansehen des deutschen Beamtenthums, sondern auch die Achtung vor der deutschen Regierung untergraben.

Diese widerliche Angelegenheit wäre im Kongreß der Vereinigten Staaten zur Sprache gekommen, hätte ich den Herrn, der es veranlassen wollte, nicht bewogen, davon abzustehen.

Denn es hätte den Feinden Deutschlands zur Genugthuung gereicht, wäre ein Konsul des Reiches in der höchsten Gesetzgebung unseres Landes öffentlich als wissentlicher Helfer eines Gesetzesübertreters gebrandmarkt worden.

Ich selbst habe Herrn Leist, so viel ich mich entsinne nur ein- oder zweimal gesehen. Er machte auf mich den Eindruck eines nicht nur gebildeten sondern auch klugen und liebenswürdigen Mannes, und man muß es lebhaft bedauern, daß der von der Natur und durch Erziehung so reich ausgestattete Mensch den vom Kaiserlichen Disciplinarhofe ausge-

Digitized by Google

ſprochenen Befürchtungen ſobald entſprach und „daß ſein Mangel an Selbſtzucht ſich ſo bald wieder zeigte.“

Man darf Herrn Leiſt alles Gute wünſchen und wird doch darauf beſtehen müſſen, daß er ſich zum rechtlichen Berather des deutſchen Konſulats nicht eignet.

Unbegreiflich erſcheint es, daß weder die deutſchen Botſchafter in Waſhington, von Holleben und Speck von Sternburg, noch der Reichskanzler, Fürſt von Bülow, geeignete Maßregeln gegen das Treiben der Herren Buenz, Wever und Leiſt vorgeſchlagen oder beſchloſſen haben.

Digitized by Google

Die angebliche Temperenz-Bewegung.

Gegen den Genuß von Getränken, welche berauschen, falls sie im Uebermaß genossen werden, ist viel gesagt und geschrieben worden. Hier in den Vereinigten Staaten haben wir bekanntlich eine „Prohibitions-Partei", welche die Herstellung, den Verkauf und Genuß geistiger Getränke gesetzlich hindern will. Sie stellt bei Wahlen eigene Kandidaten auf und entwickelt auch sonst große Rührigkeit. In der Präsidentenwahl von 1904 brachte sie es allerdings bei einem Gesammtvotum von 13,533,512 nur auf 257,903 Stimmen; aber sie erzielte doch durch Beeinflussung der Gesetzgebungen manche Erfolge, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Die Gründe, welche die Temperenzler für ihre Bestrebungen anführen, sind kurz gefaßt folgende: Der Genuß geistiger Getränke ist zur Ernährung der Menschheit nicht nothwendig; die Summe von $1,694,392,765, welche im Jahre 1905 in den Vereinigten Staaten dafür verausgabt wurde, ist daher eine ungeheure Geldverschwendung. Vielen Familien werden dadurch die Mittel zu einer menschenwürdigen

Digitized by Google

Lebensführung entzogen. Die Gewohnheitstrinker verwahrlosen großentheils. Viele verlieren durch die Trunksucht lohnende Stellungen. Zahllose Verbrechen werden im Rausche begangen. Auch der Genuß leichterer Spirituosen ist verwerflich; nicht nur, weil das dafür verausgabte Geld nützlicher angelegt werden könnte; sondern weil viele Trinker erfahrungsgemäß von Wein und Bier allmälig zum Schnaps übergehen, und weil beständiges Biertrinken verdummt.

Es muß zugegeben werden, daß der Genuß von geistigen Getränken für die Lebensführung nicht unbedingt nothwendig ist, daß viele Leute für solche Zwecke mehr Geld ausgeben, als ihre Mittel gestatten, daß in Folge dessen manche Familien Mangel leiden, daß Trunkenbolde ihre Stellungen verlieren und im Rausche Verbrechen begehen.

Dennoch schütten die sogenannten Temperenzler das Kind mit dem Bade aus. Sie sind keine Vorkämpfer für Mäßigkeit, sondern sie wollen Andere im Wege der Gesetzgebung zur gänzlichen Enthaltsamkeit zwingen.

Die nächstliegende Frage, ob der mäßige Genuß von Spirituosen schädlich ist, oder nicht, wurde durch die Untersuchungen des Vereins britischer Aerzte dahin beantwortet, daß mäßige Trinker durchschnittlich länger leben, als solche Leute, welche gar keine geistigen Getränke genießen. Danach wäre also mäßiges Trinken zu empfehlen.

Die Thatsache, daß man auch ohne Wein, Bier und Branntwein leben kann, ist kein vernünftiger Grund dafür, solchem Genuß zu entsagen.

Große Häuser, theure Möbel, Sammt und Seide, sowie

Digitized by Google

kostbare Schmuckſachen ſind auch zum Leben nicht nothwendig. Wenn die Menſchen ſich nur auf das Allernothwendigſte beſchränken wollten, müßten ſie in Hütten wohnen, ſich in Sackleinwand kleiden und nur von Brot und Waſſer leben.

Unmäßigkeit iſt nicht nur beim Genuß geiſtiger Getränke ſchädlich. Man kann ſogar zu viel Brot eſſen und zu viel Waſſer trinken. Und nicht Trunkenbolde allein ſchädigen ihre Familien. Viele Leute ſind ſchon durch zu großen Aufwand zu Grunde gegangen und ſchon Mancher wurde zum Diebe und Fälſcher, weil er nicht Maaß halten konnte in ſeiner Lebensführung und es den Reicheren gleich thun wollte. Es giebt viele Frauen, welche ihren Männern ein Glas Wein oder Bier als unnöthig verbieten wollen; aber unbedenklich mehr Geld für Kleidertand und Schmuckſachen ausgeben, als ihre bedauernswerthen Familienväter verdienen können. Wer ſeine Augen zum Sehen benutzt, wird längſt wahrgenommen haben, daß mehr Familien durch übermäßigen Aufwand für Wohnungen, Fuhrwerke, feine Kleider und theure Schmuckſachen zu Grunde gehen, als durch Unmäßigkeit im Trinken.

Ein gutes deutſches Sprüchwort ſagt: „Strecke Dich nach Deiner Decke“. Jeder ſoll ſeine Ausgaben nach ſeinen Einnahmen bemeſſen. Ein vernünftiger Menſch legt einen Theil ſeines Einkommens als „Spargroſchen“ zurück für das Alter und für unvorhergeſehene Unglücksfälle. Was alsdann übrig bleibt, mag er für ſeinen, ſowie für ſeiner Angehörigen Lebensunterhalt ausgeben. Es iſt nicht nöthig, daß er ſich auf das Allernothwendigſte beſchränkt, indem er bei Waſſer und Brot in einer Hütte lebt. So weit ihm das ſeine

Digitized by Google

Mittel gestatten, kann er seine und der Seinen Lebensführung so angenehm wie möglich einrichten.

Dadurch, daß sich die Wohlhabenden bequeme Wohnungen, gute Kleider, sogar Putz und einen angenehmen Trunk gönnen, verschaffen sie vielen ihrer Mitmenschen lohnende Beschäftigung. Was würde aus unseren Fabriken, Kaufläden, Handwerkern und deren Angestellten, wenn wir Alle uns nur auf das Nothwendigste beschränkten? Also, nicht Enthaltsamkeit, sondern Maßhalten sei unsere Losung.

Zum Schluß möchte ich hier noch die von den Zwangsfanatikern gegen das Bier gerichteten Verläumdungen zurückweisen. Es soll verdummen!

Nun haben schon die Römer festgestellt, daß die Germanen, unsere geehrten Vorfahren, fröhliche Zecher waren. Nachweislich haben also die Deutschen seit mehr als 2000 Jahren Berauschendes und zwar meistentheils Bier getrunken. Wenn dieses verdummend wirkte, dann müßten unsere Landsleute im Laufe der zwei Jahrtausende längst zu Idioten geworden sein. Trotzdem stehen sie aber auf allen geistigen Gebieten in erster Reihe. Ja, man hat sie das „Volk der Denker" genannt.

Und weiter: Die vornehmsten Pflegestätten der Gelehrsamkeit in unserm Vaterland sind die Universitäten. Gerade dort wird aber besonders viel Bier vertilgt; oft mehr als ich es loben kann. Würde der edle Gerstensaft verdummend wirken, so müßten die Universitäten als geistige Verblödungs-Anstalten längst berüchtigt sein.

Da aber die deutschen Hochschulen im Laufe der Jahrhunderte die Männer herangebildet haben, welche den Deut-

Digitized by Google

schen die ehrende Anerkennung errangen, daß es ein Volk von Denkern sei, so müssen wir zu folgendem Schluß kommen:

Wenn das Bier (wie die „Temperenzler" hüben und drüben versichern) die geistige Leistungsfähigkeit in entscheidender Weise beeinflußt, so sollten diese Weltverbesserer sich schleunigst starkem Biergenuß widmen, damit sie aus der öden, thörichten Wasserstimpelei heraus und allmälig in das Reich der Denker hinein wachsen.

Digitized by Google

Berühmte Leute.

Im Anfang des Jahres 1871 war ich Chefredakteur der von Herrn Peter Viktor Deuster herausgegebenen Chicago'er „Union". Dieses Tageblatt nahm unter meiner Leitung einen großen Aufschwung; allein Herr Deuster fand es zu beschwerlich, neben dem von ihm herausgegebenen Milwaukee'er Tageblatt (der „Seebote") auch in Chicago eine Zeitung zu veröffentlichen und er verkaufte seine Aktien der „Union" an mehrere Herren, hinter welchen, wie sich alsbald herausstellte, Herr A. C. Hesing von der „Illinois Staats-Zeitung" stand. Trotzdem die neuen Herausgeber der „Union" mir eine Gehaltserhöhung anboten, falls ich die Redaktion fortführen würde, legte ich diese doch nieder; weil unter den obwaltenden Verhältnissen von einer unabhängigen Leitung der Zeitung nicht die Rede sein konnte, und begründete die „Freie Presse", deren erste Nummer am 2. Juli 1871 erschien.

Die Aufgabe, welche ich mir gestellt hatte, war keine leichte. Die „Illinois Staats-Zeitung", mit der ich in Wett-

Digitized by Google

bewerb trat, stand unter der tüchtigen redaktionellen Leitung Hermann Raster's und gebot über reiche Geldmittel, während die meinigen sehr gering waren. Dazu kam das Feuer im Oktober 1871, welches einen großen und den reichsten Theil der Stadt zerstörte, als ich im Begriff war, von den Lesern und Anzeigekunden mein Guthaben für 3 Monate einzuziehen. Das war nun größtentheils unmöglich. Ich verlor Summen, die für meine Verhältnisse sehr bedeutend waren; aber meine Schulden für Papier usw. mußte ich natürlich bezahlen, oder den Bankerott anmelden.

Diese Schwierigkeiten überwand ich, da meine Zeitung schnell Leser und Anzeigekunden gewann. Aber im Jahre 1873 brach eine Geschäftskrisis aus, welche den Bestand des jungen Unternehmens abermals schwer bedrohte. Nur mit Aufbietung aller meiner Kräfte (ich arbeitete täglich 14 bis 16 Stunden) erhielt ich das Blatt am Leben und meine Ausdauer wurde von großem Erfolge gekrönt; denn im Mai 1901 gingen die „Freie Presse" und die „Illinois Staats-Zeitung" in die Hände der „Illinois Publishing Co." über, welche unter meine Leitung gestellt wurde. Im November 1905 verkaufte ich dann meine Aktien wegen andauernder Kränklichkeit (die Folge mehr als 34 Jahre langer angestrengter Arbeit) an meinen Sohn Walther Richard Michaelis und an dessen Freund Horace L. Brand. Mein Sohn wurde zu meinem Nachfolger als Leiter der „Illinois Publishing Co." gewählt. Ich veröffentlichte zum Abschiede das Folgende in der Sonntagsausgabe beider Blätter „Westen und Daheim" und zog mich auf meinen Landsitz nach Medford in Wisconsin zurück.

Digitized by Google

An die Leser!

Andauernde Kränklichkeit hat mich veranlaßt, meinen Antheil an der „Illinois Publishing Co." an meinen Sohn Walther Richard Michaelis und an dessen Freund Herrn Horace L. Brand zu verkaufen. Mein Sohn hat seit einer Reihe von Jahren die geschäftlichen Angelegenheiten der „German American Publishing Co." und alsdann die der „Illinois Publishing Co." sehr erfolgreich geleitet und Herr Horace L. Brand, der zweite Sohn des verstorbenen Herrn Michael Brand, ist in weiten Kreisen als ein ausgezeichneter Geschäftsmann bekannt. Beide Männer gehören zu der zweiten Generation der Deutsch-Amerikaner, welche ihrer Volksart treu geblieben sind. Sie besitzen unter den jungen Leuten gleicher Abstammung, die jetzt in sehr vielen großen Unternehmungen hervorragende Stellungen einnehmen, zahlreiche Freunde.

Es ist für mich im höchsten Grade befriedigend, meinen Antheil an diesem großen Zeitungs-Unternehmen so tüchtigen Männern der zweiten Generation zu übergeben und sage ich jetzt den Lesern ein herzliches Lebewohl.

Chicago, 26. Nov. 1905.

Richard Michaelis.

Ein Rückblick.

Nach grünem Waldesdom stand oft mein Sehnen
Seit meinen träumereichen Knabenjahren,
Und frohgemuth bin westwärts ich gefahren,
Wo Wälder und Prairien sich weithin dehnen.
Dort streifte ich an der Indianer-Grenze
Durch Wald und Flur im Herbste wie im Lenze.

Digitized by Google

Das ſüße Nichtsthun fand ein frühes Ende.
Der Drang nach ſolcher Freiheit war vergebens.
Es heiſchte auch von mir der Ernſt des Lebens:
„Stirb, werd' ein Räuber, oder rühr' die Hände!“
Denn niemals half das Glück mir beim Erringen.
Was ich erwarb — ich mußte es erzwingen.

Am Scheidewege wählt' ich ſonder Wanken
Den Pfad, der mich zu ſchwerer Arbeit führte:
Zur Körperarbeit erſt, wie ſich's gebührte;
Dann in das Sturmeswehen der Gedanken.
Und weil die Arbeit nie mir ward zur Plage,
Vergingen raſch und fröhlich meine Tage.

Allein die Sehnſucht nach dem Vaterlande
Erliſcht in einem deutſchen Herzen nimmer.
Die Heimath ſteigt empor in roſ'gem Schimmer;
Sie feſſeln uns, die vielen ſtarken Bande,
Die unſichtbar von Land zu Land ſich ſtrecken
Und räthſelhaft das wilde Heimweh wecken.—

In Deutſchland packten bald mich zwei Gewalten:
Das holde Kraftgefühl der wahren Liebe;
Dann aber das politiſche Getriebe,
Das ſich bemühte, Neues zu geſtalten.
Der alte deutſche Bund, — er war vernichtet.
Die Weltgeſchichte hatte ihn gerichtet.

Vorher ſah ich in dem gewalt'gen Kriege,
Wie blutige und opferreiche Schlachten
Dem deutſchen Volke die Entſcheidung brachten,
Ob Oeſterreich, ob Preußen nach dem Siege
Im neuen Staatenbund die Führerrolle
Nach ſeines Gegners Ausſchluß nehmen ſolle.

Digitized by Google

Stolz dehnte sich die Brust im heißen Kampfe,
Als unter den zerschoss'nen alten Fahnen,
Die schon geflattert über unsern Ahnen,
Das „Hurrah„ dröhnte in dem Pulverdampfe.
Kühn focht der Feind mit echtem Heldenmuthe.
Der Sieg, er ward erkauft mit theurem Blute.

Mit Oestreich an des neuen Bundes Spitze
Und dessen antideutschem Völkerbabel,
Da wär' das deutsche Reich nur eine Fabel;
Denn unser Volk entbehrt dort jeder Stütze.
Und nur der Preußen Sieg und ihrer Waffen,
Der konnte uns ein starkes Deutschland schaffen.

Beim Ringen um die neue Staatenbildung
Da wirkte ich für starke Trutzeseinheit
Und gegen jene schwache Allgemeinheit,
Die herrschte bei des alten Bundes Gründung.
Da ehrten Männer mich durch ihr Vertrauen,
Die Meister waren bei dem stolzen Bauen.—

Norddeutschlands Bund stand mächtig aufgerichtet,
Mit Deutschland's Süden wirthschaftlich vereinigt.
Von Kriegsgefahr erschien die Luft gereinigt
Und darum habe gern ich drauf verzichtet,
Gemächlich in der Zeitungswelt zu bleiben
Und über das Alltägliche zu schreiben.

Zudem schien solche Arbeit für mein Streben,
Selbständigkeit mir schließlich zu erkämpfen
Fast aussichtslos. Das mußte aber dämpfen
Die stärkste Triebkraft, die beseelt mein Leben.
Amerika, wo Kräfte freier walten,
Zog mich, um neu mein Dasein zu gestalten.

Digitized by Google

So führte nach Chicago mich das Walten
Des Schickſals, wo ich eine Heimath finden
Und auch die „Freie Preſſe" ſollte gründen,
Die unabhängig an dem Ausgeſtalten
Der jungen Weltſtadt kräftig helfen wollte
Und dabei ſelbſt ſich ſtark entwickeln ſollte.

Sogar das Sehnen nach dem Waldesrauſchen
Auf eignem Grund und Boden fand Erhörung
Und all mein kühnes Wünſchen die Gewährung.
Ich möchte heut' mit Reicheren nicht tauſchen;
Denn mein beſcheid'ner Wohlſtand iſt entſprungen
Der eig'nen Kraft. Ich habe ihn errungen.

Wohl ſtand ich oft in ſchwerem Sturmeswehen.
Dann dehnte Muth mein Herz, ging es zum Streite;
Er wärmt das alte Blut mir auch noch heute,
Seh meine Freunde ich im Kampfe ſtehen.
Dann will den Feind mit aller Kraft ich ſchlagen!
Er kann dasſelbe thun! Nie werd' ich klagen.

Jetzt ſeh das Ende nah'n ich ohne Zagen.
Der Geiſt war niemals ſtärker; doch die Hülle,
Die ihm ſolange diente in der Fülle
Von froher Kraft wird bald den Dienſt verſagen.
Der Tod vermochte niemals mich zu ſchrecken;
Er kann auch jetzt in mir nicht Furcht erwecken.

Ich grüße ihn als gottgeſandten Boten,
Der müde Erdenpilger h e i m w ä r t s führet,
Allwo kein Daſeinsjammer ſie berühret;
Zum Sammelplatz der auferſtand'nen Todten:
Zu G o t t, des Weltenalles großem Meiſter,
Dem hehren, ew'gen Urquell aller Geiſter.

Medford, Wis., im September 1905.

R i c h a r d M i c h a e l i s.

Digitized by Google

In meiner Jugend hatte ich eine starke Neigung, meine Gedanken und Empfindungen in Reime zu schmieden. So hatte ich nach einer Literatur-Stunde Folgendes niedergeschrieben:

Der Dichter Herr Dante
Steht dicht an der Kante
In meiner Verehrung.
Zwar dient zur Belehrung
Und Stärkung der Tugend
Bei reiferer Jugend
Die grause Geschichte
In seinem Gedichte
Vom höllischen Pfuhle;
Doch mich läßt sie kuhle.

Das Blatt, welchem ich diesen Gefühlsausdruck anvertraut hatte, verirrte sich in ein Aufsatzheft. Der betreffende Herr Professor gerieth darob naturgemäß in hochgradige Entrüstung. Er las die Verse in der Klasse vor; nannte zwar meinen Namen nicht, erging sich aber in schroffen Bemerkungen über die Anmaßung eines Gymnasiasten, der einen Klassiker in solcher Weise zu verspotten wage.

Ich erhob mich, bekannte, daß ich der Verfasser sei, machte aber geltend, daß ich nur für mich meiner Stimmung Ausdruck verliehen und meine Verse keinem meiner Freunde vorgelesen habe.

Das milderte den Zorn des Herrn Professors etwas; doch hat mir seine schroffe Zurechtweisung das Versemachen für längere Zeit verleidet, und es ist dadurch vielleicht verhindert

Digitized by Google

worden, daß ich die Zahl der schlechten Dichter vermehrte. Seitdem habe ich den Pegasus selten beläftigt. Ich stand zu ihm vielmehr sozusagen nur als Sonntagsreiter in gelegentlichen Beziehungen.

Während der 34 Jahre, in welcher die „Freie Presse" unter meiner Leitung stand, kam ich mit vielen bedeutenden Männern in Berührung. Die Bekanntschaft des Präsidenten Grant machte ich durch die Vermittlung des damaligen Bundessenators John A. Logan, mit welchem ich befreundet wurde. Auch die meisten Präsidenten seit Grant lernte ich kennen. Von Allen erschien mir

Benjamin Harrison

als der bedeutendste.

Als der Prohibitions-Unfug, in dem von vielen Deutschen bewohnten Staate Jowa immer größeren Umfang annahm, reiste ich nach Washington, um den Präsidenten Harrison zu bewegen, seinen Einfluß auf die republikanischen Politiker Jowa's gegen die Prohibition geltend zu machen.

Der Präsident empfing mich sehr freundlich. Weil im Hintergrunde des großen Audienz-Zimmers etwa zwanzig Herren standen, welche an Herrn Harrison Anliegen hatten, sprach ich leise, da ich die Anwesenden nicht von dem Zwecke meiner Unterredung in Kenntniß setzen wollte und ich auch nicht wußte, ob der Präsident offen zu der Frage Stellung nehmen würde. Zu meiner großen Befriedigung hielt aber Herr Harrison mit seinen Ansichten nicht hinter dem Berge.

Mit lauter Stimme, Allen vernehmbar, sprach er sich folgendermaßen aus: „Diese Angelegenheit ist insofern eine sehr

Digitized by Google

schwierige, als die Ansichten der Bürger über dieselbe einander schroff entgegen stehen. Viele sind fest entschlossen, den Verkauf geistiger Getränke ganz, oder doch mindestens in ihren Wohnbezirken zu verhindern. Viele beanspruchen den mäßigen Genuß solcher Getränke als ein gutes Recht. Meiner Ansicht nach sollten nicht Staats-Gesetze die Frage entscheiden; es sollte die Entscheidung vielmehr den einzelnen Gemeinden überlassen werden. Ich bin ein Gegner der Prohibition. Es sollte eine vernünftige Regelung des Wirthsgewerbes mit angemessener Besteuerung desselben stattfinden. Ich empfehle Ihnen, mit Herrn James Clarkson (damals erster Hilfs-Postmeister und ein sehr einflußreicher Politiker in Jowa) Rücksprache über die Angelegenheit zu nehmen und ihm mitzutheilen, was ich gesagt habe. Ich bin gern bereit, weiter mit Herrn Clarkson ebenfalls über diese Frage zu sprechen."

Dieser theilte die Ansichten des Präsidenten; es gelang ihm indeß leider nicht, in Jowa einen Sieg des gesunden Menschenverstandes herbeizuführen. In Folge dessen wurde Herr Horace Boies von den Demokraten und von den unzufriedenen Republikanern zum Gouverneur von Jowa gewählt, und die Prohibitions-Gesetze wurden etwas gemildert, aber nicht beseitigt.

Den Muth, welchen Benjamin Harrison gegenüber den zahlreichen Zwangsfanatikern seiner Partei bewies, bewährte er auch in allen anderen Fragen. Es ist beklagenswerth, daß so wenige hervorragende Politiker dieselbe Rückgratsstärke besitzen, welche Harrison auszeichnete.

Digitized by Google

Besonders hätte ich das Herrn

William Jennings Bryan

gewünscht, mit welchem ich näher bekannt wurde, als ich ihn vornehmlich wegen der Währungsfrage in seinem Kampfe um die Präsidentschaft in den Jahren 1896 und 1900 unterstützte.

Gold und Silber sind seit Menschengedenken frei zu Geld geprägt worden; meist in einem gewissen Werthverhältnisse zu einander. Der Münzwerth beider Metalle bestimmte ihren Marktwerth; da es, so lange Gold und Silber in einem gewissen Werthverhältnisse frei ausgeprägt wurden, Niemandem einfiel, das Metall, welches er besaß, unter dem Münzwerth zu verkaufen, obschon zeitweise viel Gold, zeitweise viel Silber aus den Bergwerken gewonnen wurde, und sie im Preise gefallen wären, wenn sie nicht das Freiprägungsrecht besessen hätten.

Die Entrechtung des Silbers wurde von den großen Geldfürsten angestrebt und mit zum Theil sehr fragwürdigen Mitteln durchgesetzt; weil sie von einer Verminderung des Hartgeldes mit Recht einen gesteigerten Werth desselben, d.h. eine größere Abhängigkeit der produzirenden Klassen von der Geldmacht erwarteten.

Obschon in den letzten Jahren mehr Gold als in der kurz vorher vergangenen Zeit zu Tage gefördert wurde, ist wiederholt Geldknappheit eingetreten. Und wenn immer das geschah, schlugen dieselben Geldfürsten, welche das Silber als minderwerthiges Metall verschrieen, die Ausgabe schlecht oder gar nicht gedeckter Papierzettel (Banknoten) vor, die

Digitized by Google

doch gar keinen inneren Werth haben, sondern nur Zahlungs-Versprechungen sind, deren Einlösungs-Wahrscheinlichkeit sich in demselben Maße vermindert, in welchem die Unterlage schlechter wird.

So lange in dem Schatzamte der Vereinigten Staaten Bundes-Schuldscheine als Sicherheit für die Noten der National-Banken hinterlegt werden müssen, sind diese Noten sicher. Aber die Beseitigung dieser Sicherheit streben viele Bankiers jetzt an.

Sie wollen Das schaffen, was sie ein „elastisches Papiergeld" nennen; d. h.: sie wollen Papierzettel ausgeben, welche nur durch die Einlagen ihrer Kunden gedeckt sind. Sie wollen also das Vermögen ihrer Kunden zum Nutzen der Bankiers verpfänden! Ich würde nie einen Cent in einer Bank deponiren, welche sich an einem solchen Schwindel-Unternehmen betheiligt.

Wenn diese Schreier nach dem „besten Gelde", welchen der Silber-Dollar „nicht gut genug" war, die Ausgabe solcher Papierzettel durchsetzen, sollte jeder vernünftige Mensch sein etwaiges Guthaben aus den an dem Schwindel betheiligten Banken zurückziehen und sich weigern, die thatsächlich ganz werthlosen Papierwische anzunehmen.

Wegen der Währungsfrage unterstützte ich also in der „Freien Presse" Herrn Bryan mit aller Entschiedenheit; bemerkte aber bald, daß es ihm an dem Muthe Harrison's fehlte; ja, daß er nicht einmal tapfer genug war, für gleiche Rechte Aller einzutreten.

Als die sogenannte „Lodge-Bill" zur Beschränkung der Einwanderung dem Kongreß vorlag, ersuchte ich Herrn

Digitized by Google

Bryan, sich gegen dieselbe zu erklären; — leider ohne Erfolg.

Am 17. Januar 1898 schrieb mir Herr Bryan:

„Mein lieber Herr Michaelis!

„Ihren Brief habe ich erhalten und fühle mich stark versucht, in diesem Falle eine Ausnahme zu machen; aber während ich Mitglied des Kongresses war, lernte ich die Bedeutung der Präcedenz-Fälle kennen und aus der großen Zahl von ähnlichen Gesuchen habe ich ersehen, daß eine Ausnahme mich in große Schwierigkeiten verwickeln würde. Denn Jedermann denkt, daß seine Sache von größter Wichtigkeit ist, und es würde für mich unmöglich sein, darzulegen, weshalb ich mich in Anderer Angelegenheiten mische und nicht in seine. Die „Anti-Scalpers" sind jetzt hinter den Geschäfts-Reisenden her, und ich mußte beiden Theilen eine Erklärung zu ihren Gunsten verweigern; ebenso den Leuten, welche der Civildienst-Reform opponiren. Sie können daraus ersehen, daß alle hervorragenden Demokraten zwar meine Freunde sind, sie— und ich glaube mit Recht— aber jeden Versuch meinerseits zurückweisen würden, die Gesetzgebung zu beeinflussen. Die Senatoren und die Mitglieder des Repräsentanten-Hauses fühlen, daß sie im Stande sind, ihre Wähler zu vertreten, und daß Rathschläge meinerseits sie in die Lage versetzen würden, als ob ich ihnen Befehle gebe, oder als ob sie gegen mich seien. Ich bin sicher, daß das lebhafte Interesse, welches Sie dieser Angelegenheit widmen, Sie nicht verhindern wird, die Schwierigkeit meiner Lage zu erkennen. Die gegnerische Presse ist stets bereit irgend eine meiner Handlungen so darzustellen, als wollte ich den Herrn (Boß) spielen. Gestatten Sie mir darauf hinzuweisen, daß

Digitized by Google

Sie dieses Einwanderungsgesetz zu unserem Besten ausnützen können, indem Sie betonen, daß die Goldwährung Preise drückt, Lohnherabsetzungen, sowie Arbeitslosigkeit bewirkt und verantwortlich ist, für die Agitation gegen Einwanderung: die Arbeiter, welche in „guten Zeiten" ehrliche und fleißige Einwanderer willkommen heißen würden, wünschen jetzt die Beschränkung der Einwanderung; denn sie fürchten den vermehrten Wettbewerb, welcher ein weiteres Fallen der Löhne im Gefolge haben würde. Sie können, wie ich glaube, der Wahrheit gemäß sagen, daß die Goldwährung großentheils Schuld trägt für die „Lodge - Bill". Ihr ergebenster

William Jennings Bryan."

Herr Bryan wurde in seiner Haltung wahrscheinlich dadurch leider sehr stark beeinflußt, daß ein großer Arbeiter-Bund sich für Beschränkung der Einwanderung erklärt hatte; denn Herr Bryan schien zu glauben, daß er unter allen Umständen die Arbeiterstimmen gewinnen müsse, um die Präsidentschaft zu erlangen. Er hätte sonst sehr wohl, ohne in den Verdacht zu kommen, den Diktator spielen zu wollen, in einem Briefe an mich den Versuch verdammen können, die Einwanderung ehrlicher Leute zu verhindern.

Der Mangel an Muth, unbilligen Forderungen und Handlungen der Arbeiter entgegenzuwirken, trat noch schroffer in der demokratischen National - Platform von 1900 zu Tage.

Alle bedeutenden Menschen haben Eigenthümlichkeiten in der Art, wie sie ihre Gedanken zum Ausdruck bringen, so

Digitized by Google

auch Herr Bryan. Die Demokraten von Nebraska (Heimaths-Staat Bryan's) hatten eine Grundsatzerklärung erlassen, welche sich gegen die sogenannten „schwarzen Listen" aussprach, durch die sich Arbeitgeber die Namen solcher Angestellten warnend mittheilten, welche sich bei Streiks als radikale Anführer bemerklich gemacht hatten. Aus dem Wortlaute jenes Schriftstückes schloß ich, daß Bryan der Verfasser sei und daß er durch seinen Einfluß die unveränderte Aufnahme jener Erklärung in die demokratische National-Platform veranlassen werde.

Um mit Herrn Bryan dieserhalb Rücksprache zu nehmen, reiste ich nach Lincoln, Nebraska, und hatte dort eine längere Unterredung mit ihm. Ich setzte ihm auseinander, daß wir, wenn wir die „schwarzen Listen" verdammen wollten, auch die sogenannten „Boycotts", sowie die Anwendung gesetzeswidriger Gewaltthaten in wirthschaftlichen Kämpfen verurtheilen müßten und schlug ihm vor, der demokratischen National-Platform folgende Erklärung einzuverleiben:

„Wir beklagen es, daß bei wirthschaftlichen Streitigkeiten „Lockouts" und „Strikes", „schwarze Listen" und „Boycotts" zur Anwendung kommen und befürworten Schiedsgerichte als das beste Mittel zur Vermeidung von Kämpfen, welche für die Arbeitgeber wie für deren Angestellte gleich schädlich sind."

Aber ich konnte von Herrn Bryan nicht das Versprechen erlangen, daß er an Stelle der einseitigen Erklärung in der Nebraska'er Staats-Platform die von mir vorgeschlagene „Planke" in die demokratische National-Platform einfügen werde.

Digitized by Google

Ich hielt es daher für meine Pflicht, ihm meine Ansicht über diese Frage noch einmal eindringlich darzulegen, und richtete deshalb von Chicago aus an ihn am 21. März 1900 folgendes Schreiben:

„Mein lieber Herr Bryan!

„Gestatten Sie mir noch einmal, auf den Theil unserer Unterredung zurückzukommen, welcher sich auf die Nebraska'er Platform bezog, soweit dieselbe „Trusts" und „schwarze Listen" behandelt.

„Der brutalste „Trust" in unserem Lande ist die sogenannte „Federation of Labor." Diese Leute wollen die Löhne, die Zeit und alle anderen Bedingungen für Arbeiter bestimmen. Deren Abgesandte dringen in die Werkstätten ein, versuchen dort Alles zu regeln, und wenn gegen irgend welchen ihrer Befehle von Seiten der Eigenthümer Widerstand geleistet wird, muß ein Streik erwartet werden. In solchem Falle beanspruchen die Streiker das Recht, andere Leute zu verhindern, die frei gewordenen Stellen einzunehmen. Sie haben wiederholt Leute getödtet, welche nicht zu ihrer Gewerkschaft gehörten, sie haben Fabriken niedergebrannt, Straßenbahnwagen mit Dynamit zerstört, wobei unbetheiligte Fahrgäste (unter ihnen Frauen und Kinder) getödtet wurden. Und niemals haben die anderen Streiker, oder die Beamten der „Federation of Labor" solche gesetzwidrigen Handlungen verdammt, noch sind sie behülflich gewesen, die Verbrecher den Gerichten zu überliefern.

„Die Missethaten der anderen „Trusts" erscheinen als Kinderspiel verglichen mit den Unthaten der „Federation". Wenn wir „schwarze Listen" in unserer National-Platform

Digitized by Google

verdammen wollen, müssen wir unter allen Umständen auch Mord und Brandstiftung verurtheilen. Recht und Billigkeit fordern das von uns.

„Die „Freie Presse" war das erste Chicago'er Tageblatt, welches freiwillig den achtstündigen Arbeitstag in ihrem ganzen Betriebe einführte. Als aber unsere Setzer, Gießer und Drucker sich der „Gutenberg-Union" (Local Assembly 1037 der „Knights of Labor") anschlossen und als wir das Abzeichen (Label) dieser Arbeiter-Organisation benutzten, erklärte die „Federation" den „Boycott" gegen uns. Sie bewies damit, daß sie durch Ausschluß aller anderen Organisationen einen Arbeitertrust begründen will.

„Wenn es jetzt die demokratische Partei unternimmt, sich gegen alle anderen Trusts zu erklären, aber den Trust der „Federation" gutzuheißen, indem sie „schwarze Listen" verdammt, aber mit Stillschweigen hinweggeht über Mord und Brandstiftung, welche von Mitgliedern dieses schändlichen Arbeitertrusts begangen werden, müssen wir mit dem Vertrauen des Volkes die Unterstützung Tausender von guten Bürgern verlieren. Die Folge wird wahrscheinlich eine Niederlage sein.

„Und wir werden nicht einmal die Stimmen der „Federation of Labor" erlangen, denn sehr viele ihrer Mitglieder werden des Schutzzolles wegen für McKinley stimmen. Das geschah im Jahre 1896 und es wird in diesem Jahre wieder geschehen; was auch die „Anführer" Ihnen versprechen mögen. Dieselben Mitglieder, welche es 1896 unternahmen, dem demokratischen National-Comite Befehle zu ertheilen, waren gleichzeitig für McKinley thätig. Es ist ihnen sehr

Digitized by Google

gleichgültig, ob sie dadurch den Trusts dienen, so lange sie hoffen, dadurch ihre Löhne zu erhöhen.

„Wenn wir siegen wollen, müssen wir für Recht und Gerechtigkeit eintreten. Wir dürfen nicht Mord und Brandstiftung stillschweigend billigen, in der Hoffnung, dadurch die Stimmen der Gesetzesübertreter zu gewinnen.

„Ich hege die Hoffnung, daß wir am 6. November siegen werden, wenn wir recht handeln; aber ich glaube, daß wir einer Niederlage entgegen gehen, falls wir ein heilloses Bündniß mit Leuten eingehen, welche die Landesgesetze mit Füßen treten.

Ich fürchte, Sie werden diesen Brief ohne Vergnügen lesen; aber ich habe denselben mit schwerem Herzen geschrieben, weil ich es für meine Pflicht halte. Aufrichtig Ihr,

R. Michaelis."

Auch dieser Brief blieb ohne Erfolg, denn die am 5. Juli 1900 in Kansas City unter Bryan's persönlichem Einfluß zu Stande gekommene demokratische National-Platform enthält folgende Sätze:

„Wir verdammen schwarze Listen und begünstigen Schiedsgerichte als ein Mittel zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen Korporationen und ihren Angestellten".

An einer anderen Stelle derselben Platform heißt es: „Zu Gunsten der amerikanischen Arbeiter und zur Hebung des Arbeiterstandes, des Eckſteins des Gedeihens unseres Landes, empfehlen wir, daß der Kongreß eine Abtheilung für Arbeiter unter einem Minister schaffe, welcher einen Sitz im Kabinet haben soll; denn wir glauben, daß die Erhöhung

Digitized by Google

des amerikanischen Arbeiters die Produktion, den Wohlstand, sowie unsern einheimischen und auswärtigen Handel fördern wird."

Auch der zweite Abschnitt ist ein Köder für die Gewerkschaftler; aber die Behauptung, daß diese die Hauptgrundlage (Corner Stone) für das Gedeihen des Landes bilden, ist unwahr. Denn nach dem Census von 1900 waren in der Landwirthschaft 10,438,919 Menschen thätig; in Gewerken und im Beförderungswesen zusammen aber nur 4,478,233. Danach ist die Landwirthschaft der „Corner Stone".

Dieses Fischen nach Arbeiter-Stimmen auf Kosten des Rechts und der Billigkeit erwies sich, wie ich vorausgesagt hatte, als ein verdienter Fehlschlag, was aus nachstehenden amtlichen Zahlen über das Wahlergebniß in den Jahren 1896 und 1900 hervorgeht. Es erhielten

	Volksstimmen.	Elektoren.
1896 McKinley,	7,104,779	271
Bryan	6,502,925	176
1900 McKinley	7,208,224	292
Bryan	6,358,789	155

Während McKinley Volks- und Elektoral-Stimmen gewann, erlitt Bryan erhebliche Verluste.

Das Votum für McKinley war 1900 um 103,445 Volks- und um 21 Electoral-Stimmen größer als im Jahre 1896; für Bryan aber stimmten 1900 144,136 Bürger und 21 Electoren weniger, als im Jahre 1896.

Ob diese Lehre Herrn Bryan klüger und ihm klar gemacht hat, daß sein unbilliges Angeln nach Arbeiter-Stim-

Digitized by Google

men weder recht noch lohnend war? Es ist dies um so mehr zu wünschen, als er im Jahre 1908 wahrscheinlich wieder Präsidentschafts-Kandidat der demokratischen Partei sein wird, welche 1904 mit dem Gold-Demokraten Parker eine so schwere Niederlage erlitt. Denn Parker erlangte noch viel weniger Volks- und Electoral-Stimmen als Bryan. Das Votum für ihn bezifferte sich nur auf 5,098,225 Stimmen und auf 140 Electoren; während Roosevelt 7,621,985 Volks- und 336 Electoral-Stimmen erhielt. Das Gesammt-Votum für alle sechs Präsidentschafts-Kandidaten war 1904 um 428,048 geringer, als 1900; während es wegen der starken Bevölkerungs-Zunahme hätte bedeutend größer sein sollen. Viele Demokraten wollten eben für einen Anhänger der Goldwährung nicht stimmen und blieben am Wahltage zu Hause.

Herr Bryan hat seit seiner letzten Niederlage große Reisen gemacht und dabei hoffentlich seinen politischen Gesichtskreis erweitert. Beweist er das bis zur nächsten Präsidentenwahl und wird er nominirt, so hat er gute Aussichten auf Erfolg, falls Herr Roosevelt auf seiner Weigerung beharrt, noch einmal als Kandidat aufzutreten. Denn die republikanische Partei ist, trotz der wiederholten Mahnungen Roosevelts, den Trusts gegenüber nach dem Grundsatze verfahren: „Wascht den Pelz; aber macht ihn nicht naß." Alles, was gegen die Monopole von Seiten der republikanischen Bundes-Regierung unternommen wurde, geschah auf Veranlassung des Präsidenten und dieser fand in den Bemühungen, das Volk gegen weitere Ausplünderung zu schützen, bei den Kongreß-Mitgliedern seiner Partei nur laue Unterstützung.

Digitized by Google

Das wird sich rächen, wenn die Republikaner mit einem anderen Präsidentschafts-Kandidaten als Herrn Roosevelt in den nächsten Wahlkampf ziehen und wenn Herr Bryan, falls er nominirt wird, sein demagogenhaftes Gebahren den Gewerkschaften gegenüber aufgiebt und für gleiche Rechte Aller eintritt.

Frau Mary B. Bryan.

Nach meiner Ansicht ist diese hochgebildete Dame, die Gattin des Herrn W. J. Bryan, im weitesten Sinne des Wortes seine „bessere" Hälfte. Sie beherrscht die deutsche Sprache, las während der Wahlcampagnen die Chicagoer „Freie Presse" regelmäßig und übersetzte eine Anzahl meiner Leitartikel für englisch-demokratische Zeitungen. Der nachstehende Brief spricht für sich selbst. Derselbe ist in englischer Sprache geschrieben; in Deutsch und mit deutschen Buchstaben erscheinen dagegen die gesperrt gesetzten Worte:

„Austin, Texas, 6. Dezember 1899.

„Mein lieber Herr Michaelis!

„Wir werden bis zur Mitte des April in Austin bleiben, und es würde mich freuen, wenn Sie die „Freie Presse" statt nach Lincoln hierher senden würden. Ich bitte Sie darum, obschon ich weiß, daß diese Geschäfts-Angelegenheit eigentlich Ihre Sache nicht ist. Auf Ersuchen des Herrn Bryan habe ich heute Abend Ihren Leitartikel „Bryan's Finanz-Angelegenheiten" übersetzt für Veröffentlichung in anderen Blättern. Ich glaube, daß es mir ziemlich gut gelungen ist und daß ich Ihre Gedanken richtig wiedergab. Die einzige Stelle, welche mir Schwierigkeiten be-

Digitized by Google

reitete, war die, in welcher Sie davon sprechen, „daß er im Fette der Hundert tausende ersticken könne, die er aus seiner Partei herausgequetscht." Das war etwas schwer für eine grüne Amerikanerin. Mit den besten Wünschen verbleibe ich

Ihre ganz ergebene
Mary B. Bryan."

Chester A. Arthur.

Nach der Ermordung des Präsidenten Garfield wurde der damalige Vice-Präsident Chester A. Arthur dessen Nachfolger. Er war ein New Yorker Politiker und stand in dem Rufe, bei der Wahl seiner Mittel nicht sehr gewissenhaft zu sein. Die nachstehend erzählten Vorgänge scheinen das zu bestätigen.

Es hatte sich bekanntlich in den Vereinigten Staaten der sogenannte „Whiskey-Ring" gebildet. Die hohe Steuer, welche auf den Erzeugnissen der Brennereien lastet, führte viele Brenner und Steuerbeamte in Versuchung, zur Uebervortheilung der Bundes-Regierung gemeinsame Sache zu machen.

Es wurde nur ein Theil der Brennerei-Erzeugnisse versteuert, der Rest etwas billiger als der versteuerte Whiskey verkauft und die so „ersparten" Steuern unter Brenner, Beamte sowie unter einflußreiche Politiker vertheilt. Uebrigens nahmen durchaus nicht alle Bundes Beamte an diesen Betrügereien Theil.

Herr Edmund Jüssen, Schwager des Herrn Karl Schurz, welcher in Chicago Bundes-Steuer-Einnehmer war, machte die Aussage, daß ihn ein sehr hochstehender Mann

Digitized by Google

mehrmals dringend zu bereden suchte, auch in Chicago derartige Steuer-Betrügereien zu dulden. Er solle einen Hülfs-Einnehmer ernennen, welchen man ihm empfehlen würde, und diesem die Amtsführung überlassen. Er würde dann jeden Morgen in einer Schublade seines Pultes eine Geldsumme finden, die er ohne Fragen zu stellen an sich nehmen sollte.

Herr Jüssen wies das Anerbieten entrüstet ab. Und nun geschah, was sehr viele Kreise höchlichst überraschte; Herrn Edmund Jüssen aber nicht. Dieser wurde nämlich ohne vieles Federlesen abgesetzt und nicht lange darauf begann der „Whiskey Ring" auch in Chicago seine Thätigkeit, dessen Treiben schließlich entdeckt wurde. Diejenigen, welchen man die Betheiligung an dem Schwindel nachweisen konnte, wurden zu Gefängniß- und zu Geldstrafen verurtheilt. Unter den schuldig befundenen war auch Herr A. C. Hesing, Präsident der „Illinois Staats-Zeitung Company". Es stellte sich während der Untersuchung heraus, daß Hesing keinen Cent im Brennerei-Geschäft angelegt hatte, aber an $80,000 bezog. Sogenanntes „Schweigegeld."

Herr Hesing wurde zu einer Gefängniß- und zu einer Geld-Strafe von circa $80,000 verurtheilt, welch' letztere er aber nicht bezahlte.

Plötzlich verbreitete sich in politischen Kreisen das Gerücht, die „Illinois Staats-Zeitung" werde den damaligen Präsidenten Arthur in seiner Bewerbung um die Präsidentschafts-Nomination unterstützen, wenn Herr Charles J. Folger, (damals Finanz-Minister) Herrn Hesing gegen Zahlung von $1000 von der Entrichtung der Strafsumme von

Digitized by Google

$80,000 entbinden würde. Hesing behauptete nämlich, er wäre so arm, daß er nicht einmal die angebotenen $1000 bezahlen könne. Diesen Betrag würden mildthätige Freunde für ihn aufbringen.

Nun war dieser Herr damals durchaus nicht arm. Ich erhob deshalb gegen diesen politischen Schacher in Washington Einspruch mit dem Hinweise auf die Vermögenslage Hesing's, und zum Beweise dafür, daß ich in gutem Glauben handelte, erbot ich mich, den Anspruch der Bundes-Regierung für $10,000 zu kaufen.

Herr Hesing gerieth darob in hochgradige sittliche Entrüstung, behauptete, es sei mir nicht Ernst mit meinem Anerbieten; ja er war so freundlich, anzudeuten, daß ich gar nicht über $10,000 verfügen könne. Darauf wiederholte ich mein Angebot und sandte dem Finanz-Minister einen Check zu dem genannten Betrage, dessen Bezahlung ein bekannter Bankier gewährleistete.

Aber trotzdem wurde Herr Hesing gegen Entrichtung von $1000 aus seinen Verpflichtungen gegen die Bundes-Regierung entlassen. Darauf empfahl die „Illinois Staats-Zeitung" dringend die Nomination Arthur's — und dieser erhielt die von ihm mit allerlei Mitteln erstrebte Nomination nicht. Trotzdem auf dem republikanischen National-Konvent eine starke „Lobby" von Bundes-Beamten für Arthur thätig war, erhielt er bei der ersten Abstimmung nur 278 von 818 abgegebenen Stimmen. Er verlor bei jedem folgenden Ballot Delegaten und verfiel nach Ablauf seiner Amtszeit bald in Vergessenheit.

Digitized by Google

John A. Logan

war eine der eigenartigsten und hervorragendsten Erscheinungen im militärischen und politischen Leben der Vereinigten Staaten. Von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau fiel er auf durch seine feurigen Augen, sein dichtes schwarzes Haar, das er lang trug, und durch einen starken Schnurrbart, durch welchen sein ohnehin kriegerisches Aussehen noch vermehrt wurde. Er hatte schon im Kriege gegen Mexico mit Auszeichnung gedient, dann die Rechte studirt und mehrere Aemter bekleidet. 1858 und 1860 wurde er als Demokrat in den Kongreß gewählt; aber nach Ausbruch des Bürger-Krieges brachte er ein Regiment Bundes-Truppen zusammen (das 35. Infanterie-Regiment von Illinois), dessen Oberst er wurde. Schon im ersten Gefechte (bei Belmont im November 1861) machte er mit seinem Regiment einen erfolgreichen Bayonet-Angriff, wobei sein Pferd unter ihm erschossen wurde. Bei Fort Donelson wurde er schwer verwundet. Er mag kein großer Stratege gewesen sein; aber auf dem Schlachtfelde hatte er einen klaren Blick und griff mit ungestümer Tapferkeit in das Gefecht ein. Seine Soldaten hingen mit Begeisterung an ihm. Bei Vicksburg drangen seine Truppen zuerst in diese hartnäckig vertheidigte Festung. In Folge seiner Umsicht und Tapferkeit wurde er zum General und zum Befehlshaber eines Armee-Korps befördert. Nach dem Kriege ward er wiederholt in den Kongreß und zum Bundes-Senator gewählt. Er war kein „klassischer" Redner; aber er riß seine Hörer durch dasselbe Ungestüm fort, das er auf den Schlachtfeldern so oft gezeigt hatte.

Mein erstes ernstes Zusammentreffen mit ihm fand auf

Digitized by Google

dem republikanischen National-Konvent zu Cincinnati im Jahre 1876 statt, wo er für Blaine wirkte; während ich die Delegaten von Illinois zu überzeugen suchte, daß die Republikaner mit Blaine eine Niederlage erleiden würden. Diese meine Ansicht wurde ja im Jahre 1884 bestätigt. In Cincinnati wurde bekanntlich Herr Hayes nominirt.

Logan fuhr mich damals barsch an mit der Erklärung, die Delegaten von Illinois wüßten auch ohne mich, was sie zu thun hätten. Ich antwortete ihm: „General Logan, Sie mögen in diesem Tone zu Postmeistern sprechen, denen Sie eine Anstellung verschafft haben. Ich aber werde mir das Recht von Ihnen nicht nehmen lassen, den Delegaten meine Ansicht mitzutheilen".

Logan hatte mir mein Auftreten nicht übel genommen; es schien ihm sogar gefallen zu haben; denn er trat zu mir in nähere Beziehungen. Ich meinerseits wünschte, daß Logan der neuen Administration nicht feindlich entgegentreten möchte, worauf leider mehrere Anzeichen hinzudeuten schienen.

Zunächst war da die alte Gegnerschaft zwischen Carl Schurz, den der Präsident Hayes zum Minister des Innern ernannt hatte, und dem Senator Logan.

Carl Schurz

und Logan hatten, während beide gleichzeitig Bundes-Senatoren waren, manche Lanze gebrochen. Schurz griff damals den Präsidenten Grant wiederholt heftig an, Logan vertheidigte seinen alten Kriegs-Kameraden mit der ihm eigenen wilden Beredsamkeit. Es herrschte also zwischen beiden Männern durchaus keine politische Freundschaft.

Digitized by Google

Dazu kam, daß der damalige Zolleinnehmer für Chicago, Herr William Henry Smith, ein Gegner Logan's war, und die Wiedererwählung des letzteren bekämpft hatte. Er war sogar zu diesem Zweck nach der Staatshauptstadt Springfield gereist, was ein offenbarer Verstoß gegen die Civil-Dienst-Regeln war, zu denen sich die Administration des Präsidenten Hayes bekannte. Logan erblickte darin eine feindselige Handlung der Bundes-Regierung.

Ich beschloß daher, einen Versuch zu machen, einen offenen Bruch zwischen der Administration und dem Senator Logan zu verhindern. Zunächst sprach ich mit letzterem über diese Angelegenheit. Herr Logan sagte mir, er hege durchaus keinen persönlichen Groll gegen Herrn Schurz. Dieser habe in Gemeinschaft mit Sumner und Trumbull Herrn Grant im Bundessenat Opposition gemacht, er habe es für seine Pflicht erachtet, den Präsidenten zu vertheidigen. Eine persönliche Feindschaft seinerseits gegen Schurz sei aus jenen Kämpfen nicht entstanden. Ganz anders sei das Verhältniß zwischen ihm und W. H. Smith, denn letzterer habe ihn beständig angefeindet und die Administration des Herrn Hayes habe es geduldet, daß Smith, welcher als ihr hervorragendster Vertreter in Chicago gelte, ihn sogar in Springfield bekämpfte.

Ich setzte nun in einem Briefe Herrn Schurz die Lage der Dinge auseinander, wies auf Smith's Treiben hin und sagte, daß wir es in Illinois sehr bedauern würden, wenn das einen offenen Bruch zwischen der Bundes-Regierung und dem Senator Logan zur Folge hätte. Ich hob hervor, daß ich noch auf dem republikanischen National-Konvent in Cincinnati,

Digitized by Google

welcher Herrn Hayes nominirte, gegen Logan gewirkt hätte, also durchaus mit letzterem nicht immer einverstanden gewesen sei. Aber Logan wäre nun Bundes-Senator für Illinois, ein ehrlicher Mann, ein treuer Freund und tapferer Feind, den wir auf der Seite der Hayes'schen Administration sehen möchten.

Herr Schurz schrieb mir darauf unter dem 15. Februar 1879:

„Geehrter Herr Michaelis!

„Ihren Brief von 2. Februar habe ich erhalten. Die Annahme, daß Smith oder irgend ein anderer Bundes-Beamter im Auftrage oder als Repräsentant der Administration nach Springfield gegangen sei, um sich in die Senatorenwahl zu mischen, ist durchaus falsch. Ich bin dessen gewiß. Es wurde hier so verstanden, daß er in offiziellen Geschäften ganz andern Charakters hingegangen sei und sich nicht eingemischt habe. Hätte er das letztere gethan, so würde es ernstlich mißbilligt worden sein. Die Administration hat consequent ihre Hände aus den Senatorenwahlen herausgehalten.

„Das Verhältniß Logan's zur Administration wird ganz und gar von ihm selbst abhängen. Die Administration macht keinen Unterschied, sondern geht ihren Weg ohne Begünstigung des Einen oder Feindschaft gegen den Andern. Wenn es da in irgend einem Falle Feindschaft oder Gehäßigkeit giebt, so ist sie nicht von der Administration ausgegangen. Ich glaube nicht, daß es irgend einen Senator oder Repräsentanten giebt, der sich über die Behandlung, die ihm von der Administration geworden ist, m i t R e ch t beklagen kann. Natürlich, wenn er es als eine Kriegserklärung ansieht, so oft

Digitized by Google

die Administration eine Anstellung macht, die ihm nicht gefällt, oder die er nicht dictirt hat, so ist dem nicht abzuhelfen. Diejenigen, die vernünftig genug gewesen sind, einer solchen Anstellung keine persönlichen Gründe unter zu schieben, haben stets gute Beziehungen zur Administration bewahrt. Daß weder Logan noch irgend einem andern Senator oder Repräsentanten von Seiten der Administration eine unfreundliche Gesinnung begegnen wird, dürfen Sie für gewiß annehmen. nehmen.

„Mit freundlichem Gruß

„Ihr

„C. Schurz."

Der Leser sieht, daß zwischen meinem Briefe und der Antwort des Herrn Schurz dreizehn Tage lagen. Es ist wohl möglich, daß die Bundes-Regierung den Herrn Smith zur Berichterstattung aufgefordert und die Angelegenheit reiflich erwogen hat. Daß Smith seine Wühlereien ableugnete, ist natürlich, und daß Herr Hayes von denselben nichts wußte, wahrscheinlich. Aber daß die Administration ihre Wege ging, „ohne Begünstigung des Einen oder Feindschaft gegen den Andern", war nicht ganz zutreffend, was die Leser ersehen werden, wenn sie zu dem Theil meiner Erinnerungen kommen, die meine Unterredungen mit John Sherman wiedergeben, welcher zur selben Zeit Finanzminister unter Hayes war, als Schurz die Stellung als Minister des Innern bekleidete.

Immerhin lautete der Schluß im Briefe des Herrn Schurz versöhnlich, wenn auch das Schreiben als Ganzes Herrn Logan nicht befriedigen konnte. Denn er und viele andere

Digitized by Google

Leute wußten, daß Smith in Chicago sowohl wie in Springfield gegen Logan's Wiederwahl gearbeitet hatte, und er wurde trotzdem im Amte belassen. Weshalb dies geschah werden die Leser aus den Aeußerungen John Sherman's ersehen.

Unter den obwaltenden Verhältnissen hielt ich es für das Beste, nach Washington zu reisen und dort einen Versuch zu machen, ob ich schließlich doch noch als Friedens-Vermittler erfolgreich sein könnte.

Nach meiner Ankunft in der Bundeshauptstadt begab ich mich zu Herrn Schurz, wurde von diesem sehr freundlich empfangen, sagte ihm, daß Herr Logan wegen der Kämpfe im Bundessenat durchaus keinen Groll gegen Herrn Schurz hege, daß Logan im Ganzen versöhnlich gestimmt sei, daß er aber die unleugbare Einmischung Smith's in die Senatorwahl um so bitterer empfinde, als die Bundes-Regierung ihm (Logan) und seinen Freunden keine Gelegenheit gab, jene Einmischung zu beweisen; sondern Smith nach wie vor in seinem Amte belasse. Schließlich äußerte ich die Ansicht, daß eine Verständigung zwischen unserem Senator und der Administration vielleicht am besten durch eine persönliche Aussprache zwischen Logan und Schurz angebahnt werden könnte. Letzterer nahm diesen Vorschlag recht freundlich auf und sagte, es würde ihm sehr angenehm sein, wenn Logan ihn besuchen wollte. Am nächsten Tage begleitete ich den Senator in die Amtsstube des Ministers und entfernte mich, nachdem die beiden Herren einander begrüßt hatten.

In der That wurde ein Bruch zwischen der Bundes-Regierung und Logan vermieden; ja letzterer theilte mir mit,

Digitized by Google

Schurz habe ihn nicht nur im persönlichen Verkehr, sondern auch in Bezug auf Anstellungen sehr zuvorkommend behandelt.

Herr Logan rechnete mir meine Bemühungen in dieser Angelegenheit, welche sich für ihn immer befriedigender gestaltete, sehr hoch an, und da ich auch weiterhin Gelegenheit fand, ihm gefällig zu sein, ohne jemals eine persönliche Gegenleistung für die unvermeidlichen Opfer an Zeit oder an Geld zu verlangen, auch sein Anerbieten, mir wenigstens meine Kosten für Reisen in seinem Interesse zu ersetzen, selbstverständlich ablehnte, so entstand zwischen uns eine politische Freundschaft.

Er kam dann wiederholt nach der Redaktion der „Freien Presse", besprach mit mir öffentliche Angelegenheiten und befragte mich um meine Ansichten. Mitunter ließ er sich durch diese beeinflussen; aber in den meisten Dingen folgte er seinem eigenen Kopfe. Es war recht schwer, ihn von einer Meinung abzubringen, die er sich gebildet hatte; obschon er mich auch dann freundlich anhörte, wenn ihm etwas, was ich sagte, durchaus nicht gefiel.

Auch mit seiner ebenso schönen, wie geistvollen Gattin wurden ich und meine Frau persönlich bekannt, und nach einem Besuch in Washington schrieb er mir: „Mein theurer Freund! Frau Logan war so erfreut über den Besuch der Frau Michaelis, daß wir Ihre so frühe Rückkehr nach Chicago lebhaft bedauerten. Ich hoffe, daß Sie Ihrer Gattin meiner Frau und meine besten Grüße ausrichten werden."

Logan übersandte meiner Frau sein Bild, Frau Logan ein sehr schönes Blumenstück.

Digitized by Google

Eines Tages kam Logan in die Redaktion der „Freien Presse“ und sagte herzlich: „Doktor! Ich habe Ihnen eine erfreuliche Mittheilung zu machen.“ — Er nannte mich häufig „Doktor“, obschon ich ihn darüber aufgeklärt hatte, daß ich weder ein „Doktor“, noch ein Apotheker sei.

Er fuhr dann fort: „Sie können entweder Bundes-Schatzmeister für Chicago, oder Bundes-Marschall, oder Steuer-Einnehmer werden. Treffen Sie Ihre Wahl.“

Ich antwortete ihm, daß ich nie ein Amt annehmen werde, so lange ich Zeitungs-Herausgeber sei. Denn wenn ich eine Anstellung annähme, würde ich das Vertrauen meiner Leser verlieren. Diese würden alsdann glauben, daß ich die „Freie Presse“ in den Dienst meiner Aemterjägerei gestellt habe.

Logan blickte mich einen Augenblick erstaunt an; dann sagte er: „Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich Ihre Auffassung dieser Angelegenheit für eine ganz schrullenhafte halte. Viele der hervorragendsten Journalisten des Landes haben solche Ernennungen für eine Ehre angesehen, die ihnen von Seiten ihrer Partei gezollt wurde. Um jedes der drei Aemter, zwischen denen Sie jetzt wählen können, ohne einen Finger gerührt zu haben, bewerben sich hervorragende Partei-Mitglieder, welche zu diesem Zweck den Einfluß aller ihrer Freunde aufbieten. Die Ernennung wird nicht nur eine Auszeichnung für Sie sein, sondern Ihnen auch mindestens vier Jahre lang ein bedeutendes Einkommen gewähren. Und wenn Sie, woran ich nicht zweifle, das Amt gut verwalten und falls unsere Partei am Ruder bleibt, werden Sie dasselbe weitere vier Jahre behalten. Also: Begehen Sie keine Thorheit, sondern greifen Sie zu! Sie sind der erste Mann,

Digitized by Google

den ich kennen lerne, welchem man zureden muß, ein hohes, mit einem guten Einkommen verbundenes Amt anzunehmen!"

Ich entgegnete, es seien mir schon wiederholt Aemter angeboten worden und ich bliebe deshalb nur meinen Grundsätzen treu, wenn ich auch sein freundliches Anerbieten ablehne, für welches ich ihm übrigens von Herzen dankbar sei. Logan entfernte sich darauf etwas ungehalten.

John Sherman.

war, wie schon erwähnt, unter dem Präsidenten Hayes Finanz-Minister. Er bewarb sich damals um die republikanische Präsidentschafts-Nomination. Herr Logan befürwortete die Aufstellung des Generals Grant. Herr Sherman, mit welchem ich bekannt geworden war, ersuchte mich, zu ermitteln, ob Logan, falls Grant die Nomination nicht erhalten könne, für ihn (Sherman) stimmen und wirken werde. Herr Logan entgegnete auf mein Befragen, daß für ihn ein anderer Mann, als Grant nicht in Betracht komme. Er werde im Konvent nur für diesen stimmen. Was Sherman betreffe, so habe dieser William Henry Smith, einen unversöhnlichen Gegner Logan's, im Chicago'er Zollamte belassen und könnte er deshalb vernünftiger Weise überhaupt keinen Freundschaftsdienst erwarten.

Ich berichtete das Ergebniß meiner Unterredung und Herr Sherman sagte, er habe dem Präsidenten Hayes gemeldet, daß gegen Smith in Chicago eine starke Opposition herrsche, auch mehrere (in englischer Sprache) erschienene Leitartikel der „Freien Presse" Herrn Hayes vorgelegt. Dieser habe darauf erklärt, „Deacon" Smith, der Heraus-

Digitized by Google

geber der „Cincinnati Gazette", Bruder W. H. Smith's in Chicago, wäre sein persönlicher Freund, dessen Bruder er nicht absetzen könne, sondern bis zum Ende seiner Administration im Chicago'er Zollamte belassen müßte.

Aus dieser Mittheilung Sherman's ging hervor, daß Herr Schurz irrte, als er mir schrieb, daß die Administration ihren Weg gehe, ohne Begünstigung des Einen oder Feindschaft gegen den Anderen. Herr Hayes behielt W. H. Smith im Amte, trotzdem er sich gegen die Civildienst-Regeln vergangen hatte, lediglich, weil Smith der Bruder eines Freundes des Präsidenten war.

Sherman sagte dann noch, er habe im Uebrigen alle Wünsche Logan's in Bezug auf Anstellungen möglichst berücksichtigt; aber der Senator von Illinois sei unersättlich. Wenn er zwölf Gefälligkeiten verlange, elf erhalte und wenn man ihm auseinandersetze, daß man seine zwölfte Forderung nicht bewilligen könne, so gehe er unwillig davon und schwöre, man sei ein ungefälliger Mensch. Logan fordere für seine politischen Freunde Alles und gönne den andern Leuten nichts.

Als ich Logan den Inhalt dieser Unterredung theilweise mittheilte, sagte er: „Ich habe nur einen Kandidaten für die Präsidentschaft. Sherman würde übrigens beim Volke keine Begeisterung erregen. Er ist ein fischblütiger Mensch, der sich für nichts erwärmen kann; wahrscheinlich nicht einmal für sich selbst. Wenn man ihn den ganzen Tag mit Whiskey (Schnaps) auffüllte, würde er Abends Eiswasser— schwitzen."

Digitized by Google

Diese Urtheile zweier bedeutenden Männer über einander ergötzten mich um so mehr, als sie im Wesentlichen richtig waren.

Bekanntlich wurde auf dem republikanischen Konvent im Jahre 1880 nach langem Kampfe weder Grant noch Sherman nominirt, sondern Garfield, welchen ein enttäuschter Aemterjäger ermordete.

Friedrich Hecker.

Als ich Herrn Hecker kennen lernte, ruhte er nach vielen Kämpfen in Deutschland sowie im amerikanischen Bürgerkriege (er hatte hier zwei Regimenter Bundestruppen zusammen gebracht) auf seinem Landgute in Süd-Illinois aus; betheiligte sich aber am politischen Leben, ohne je eins der ihm von mehreren Präsidenten angebotenen Aemter anzunehmen. Mitunter hielt er öffentliche Vorträge, zu welchen er häufig eingeladen wurde.

Jahre lang war er freiwilliger Mitarbeiter der „Freien Presse". So lange diese um ihr Dasein zu kämpfen hatte, konnte ich Herrn Hecker keinen Entgelt für seine Aufsätze anbieten; als aber mein Blatt Gewinne abwarf, bat ich Herrn Hecker, ein Honorar für seine Arbeiten anzunehmen. Er antwortete:

„Ich schreibe nie das, was S i e vielleicht gerade brauchen können; sondern nur das, was m i r zeitgemäß erscheint und dessen Veröffentlichung i ch wünsche. Mithin muß ich Ihr Anerbieten dankend ablehnen und ersuche Sie, dasselbe niemals zu wiederholen, wenn Ihnen an weiteren Beiträgen von mir etwas liegt."

Digitized by Google

Hecker war durchaus kein reicher Mann; aber er hätte sehr wohlhabend werden können, wenn er die ihm wiederholt angebotenen Aemter und Honorare angenommen hätte. Er wollte aber nach allen Seiten hin unabhängig sein. Von namhaften Zeitschriften hätte er hohe Bezahlung für Beiträge erhalten können, wenn er Artikel über solche Gegenstände geliefert hätte, welche die betreffenden Redakteure gerade wünschten.

Aber Hecker sprach und schrieb eben nur, wenn er wollte und dann nur über solche Dinge, über die sich zu äußern ihm gerade genehm war. Mitunter lieferte er der „Freien Presse" nur flüchtig hingeworfene Gedanken, zuweilen aber auch Arbeiten, welche eingehendes Studium erfordert hatten. Immer wurden seine Aufsätze von Freunden wie von Gegnern aufmerksam gelesen. Herr Raster, der Redakteur der „Staatszeitung", fand an Herrn Hecker's Arbeiten meist keinen Gefallen, und er beschuldigte diesen in der ihm eigenen, mitunter sehr derben Schreibweise, daß er bei jeder Gelegenheit sein Maul wackeln ließe. Ich habe die Zuschrift an Hecker noch, in welcher Raster diesen „Vorwurf" erhob. Hecker verwendete auf grobe Klötze grobe Keile. Er nannte die „Illinois Staats Zeitung" eine „Pfarrers-Köchin" und deren Redakteur „Meß-Buben".

In dem Kampfe gegen den Kommunismus unterstützte mich Herr Hecker auf das Wirksamste. Im Oktober 1877 lieferte er einen höchst gediegenen Aufsatz über Gütergemeinschaft, der von langem, eingehendem Studium zeugte. Gerne würde ich den ganzen Artikel hier abdrucken, aber er würde für den Rahmen dieser Erinnerungen zu lang werden. Ich

Digitized by Google

kann es mir indeß nicht versagen, aus der meisterhaften Arbeit des alten Recken hier einen Auszug zu geben, welcher den Lesern zeigen wird, wie gründlich er diese Frage studirt hatte, wie klar er sie darstellte und wie vollständig er den Beweis führte, daß diese von den Kommunisten unserer Tage als Rettungsmittel für die Menschheit gepriesene Gesellschaftsform nur bei den rohesten Völkern möglich ist.

Unter Hinweis auf die geschichtliche Entwicklung der griechischen Republiken, des römischen Reiches, der mittelalterlichen Mönchsorden und der nimmer endenden kommunistischen Bestrebungen vieler Jahrhunderte zeigte Hecker, wie alt die Versuche sind, Gütergemeinschaft seit Seßhaftwerdung der Völker wieder einzuführen und wie dieselben immer zum Schaden der Menschheit endeten. Der Neid, welcher die Zufriedenheit mordet, hat immer und immer wieder Schwärmern und Demagogen Gehör verschafft, wenn diese es versuchten, eine naturwidrige Gleichheit bei den so verschieden gearteten Menschen einzuführen.

Nur so lange die Völker auf der allerniedrigsten Kulturstufe standen war die Gütergemeinschaft möglich. Sobald sie seßhaft wurden, gewerbliches und geistiges Leben sich entwickelte, begann der Wettstreit. Damit erreichte der Kommunismus sein Ende. Alle Versuche, die Gütergemeinschaft in irgend einer Form wieder einzuführen, scheiterten alsbald.

So lange ein Volksstamm umherzog, von Viehzucht, Jagd und Fischerei lebend, war die Gütergemeinschaft bis zu einem gewissen Grade naturgemäß; denn Niemand konnte die Weidegründe, Flüsse und Seeen als ausschließliches Eigenthum beanspruchen.

Digitized by Google

Bei einem seßhaft gewordenen Volke, welches den Kommunismus beibehielt, verursachte die Bodenfrage alsbald Schwierigkeiten. Waren die Ackerstücke unter die Familien gleichmäßig vertheilt, so wurde die ursprüngliche Gleichheit zur Ungleichheit dadurch, daß sich einige Familien schneller vermehrten, als andere. Der kaiserliche Kommunistenstaat der Inkas in Peru suchte dadurch ausgleichend zu wirken, daß er den Familien für jedes neugeborene Kind mehr Land anwies.

Unsere Vorfahren, die Germanen, verfuhren anders. Wurde das Land für die kommunistischen Gemeinden zu enge, so überfielen sie Nachbarvölker und raubten denselben den Grund und Boden, dessen sie bedurften. Bei ihnen hatte kein Einzelner bestimmten Besitz; sondern ihre Behörden (und Fürsten) vertheilten das Land auf ein Jahr. Die Folge war, daß Niemand dauernde Verbesserungen vornahm. Jedermann betrieb Raubbau; d. h. er nutzte das Land aus, so lange er darauf hauste. Aus solchen Zuständen entwickelte sich die Macht der Fürsten, die das Land nach Belieben als Lehn vergaben; anfangs nur für die Lebensdauer des Lehnsmannes; dann als erbliches Gut, so lange der Lehnsmann Nachkommen hatte. Starb die Familie aus, dann fiel das Land wieder an den Fürsten. So vertheilte der Normanne Wilhelm das eroberte England unter seine Anhänger.

Es entwickelte sich also aus dem Gemeinde-Kommunismus der Despotismus, die Allgewalt der Fürsten.

Hecker beschäftigt sich dann mit dem Kommunismus unter den Muhamedanern, der ebenfalls den Despotismus zeitigte.

Digitized by Google

Unter Moſes wurden die Juden aus ägyptiſchen Sklaven kriegeriſche Nomaden, die ebenfalls dem Kommunismus huldigten, bis ſie ſeßhaft wurden und auf eine höhere Kulturſtufe gelangten. Aber auch bei den Israeliten entwickelte ſich der Kommunismus zunächſt zum Despotismus.

Sodann gelangt Hecker zum Kommunismus im ruſſiſchen Reiche.

Auch die Ruſſen waren urſprünglich Nomaden und trieben ſo, wie unſere Indianer, dabei etwas Landbau, wo ſie gerade weilten. Das Land gehörte bis in die neueſte Zeit großentheils den Gemeinden. Daß dabei der gräulichſte Despotismus herrſchte iſt ja allbekannt.

Neben der hohen europäiſchen Kultur herrſcht demzufolge in Rußland Willkür, Schnaps und Mord und trotz des reichen Bodens häufig in ganzen Provinzen Hungersnoth. Und trotz ſolcher Zuſtände hat der Ruſſe Bakunin die Unverſchämtheit, den europäiſchen Völkern denſelben Kommunismus anzupreiſen, welcher die Schuld daran trägt, daß in Rußland der Boden nicht gepflegt wird, daß Wege wie Brücken ſich in jämmerlichem Zuſtande befinden, daß die ruſſiſchen Bauern in elenden Hütten leben, nur das Nothdürftigſte beſitzen, ſich meiſt in einem verlauſten Pelze wohl fühlen und als höchſten Lebensgenuß einen Schnapsrauſch anſehen.

So weit Hecker über die Gütergemeinſchaft. Ich ſtattete ihm meinen Dank für den ausgezeichneten Aufſatz ab und er ſchrieb mir darauf: „Mein lieber Herr Michaelis! Es freut mich, daß Ihnen meine Arbeit gefallen hat.“ Er ſagte mir auch, daß er die „Freie Preſſe“ von den vielen ihm zugehen-

Digitized by Google

den Blättern deshalb mit Vorliebe lese, weil sie keinen „Personen-Kultus" treibe und immer den Muth habe, ihre Meinung auszusprechen.

Wenn er nach Chicago kam und Zeit fand, bei einem kühlen Trunk zu plaudern, so waren das für mich sehr frohe Stunden. Obschon ich seine Ansichten nicht immer theilte und ihm auch zuweilen widersprach, so war doch seine Unterhaltung immer ein hoher geistiger Genuß für mich.

Im Ganzen fühlte er sich auf seinem Landgute und in seiner Unabhängigkeit recht wohl; aber zuweilen klagte er doch über „geistige Vereinsamung" im Kreise seiner Nachbarn und er meinte halb scherzend aber doch ernsthaft, es tauge nichts, wenn Jemand viel mehr lerne, als die Leute wüßten, mit welchen er verkehren müsse. Trotzdem blieb er aber „Volksmann" vom Wirbel bis zur Zehe und war stets bereit für die Schwachen Partei zu nehmen.

Der Tod des eigenartigen, immer wahrhaften Mannes betrübte mich trotz mancher Meinungs-Verschiedenheiten mehr, als der aller anderen bedeutenden Leute, mit welchen ich im Laufe von 40 Jahren in Berührung kam; weil ich mit ihm in so häufigen geistigen Verkehr kam und ihn immer offenherzig und muthig fand.

Friedrich von Bodenstedt

Im Jahre 1880 kam der Dichter nach den Vereinigten Staaten und da er an mich empfohlen war, lud ich ihn und einige andere Herren einige male zum Abendessen ein. Der alte Herr war ein fröhlicher trinkfester Zecher und er schien sich bei mir vortrefflich zu unterhalten. Bei seiner Vorlese-

Digitized by Google

tour ſtand ich ihm mit Rath und That zur Seite. Er begrüßte meine Frau und mich deshalb bei einem Aufenthalt in Deutſchland ſehr liebenswürdig.

Leider hatte er in einem Chicago'er Kegelklub eine unangenehme Auseinanderſetzung mit Herrn Hermann Raſter, der beim Zechen mitunter des Guten zu viel that und dann recht unangenehm werden konnte. Der erzürnte Dichter rächte ſich durch einige Verſe, die ich in ſeiner Handſchrift aufbewahre.

Da beide Herren ihr Erdenwallen vollendet haben, unterlaſſe ich es, die eigenartigen, ſcharf zugeſpitzten Gedichte hier abzudrucken. Man ſoll nicht nur den Frauen zart, ſondern auch den Dichtern höflich entgegen kommen. Sonſt rächen dieſe ſich durch ſtachliche Verſe, und die Frauen auf die Weiſe, welche Heine in einem ſeiner anſtößigen Gedichte geſchildert hat.

Obſchon ich aus Briefen anderer berühmten Leute, unter denen Guſtav Körner ein gelegentlicher Mitarbeiter der „Freien Preſſe" war, noch eine intereſſante Blüthenleſe geben könnte, will ich dieſen Abſchnitt jetzt ſchließen, weil er ohnehin ſchon ſehr umfangreich geworden iſt.

Digitized by Google

Das Moderne.

Es gibt viele wohlmeinende Leute, welche sich aus dem Hasten unserer Tage zurück nach der „guten alten Zeit" sehnen. Sie wähnen, in dieser habe ein fast ungestörtes Behagen an den bestehenden Zuständen geherrscht und die Menschheit sei damals viel glücklicher gewesen als heute.

In Wirklichkeit hat es eine solche gute alte Zeit niemals gegeben. Das Alte war immer einmal neu und der Entwicklungsdrang hat in den Menschen niemals geruht. Es gab immer Neuerer und abweisende Vertheidiger des Bestehenden.

Unter Denjenigen, welche sich nach der guten alten Zeit zurück sehnen, befinden sich viele Edelleute, welche die Beseitigung der Vorrechte beklagen, deren sie sich früher erfreuten. Aber in der Einleitung zu seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" zeigt Gustav Freytag, in welcher Lage sich die conservativen Grundherrn Deutschlands in vergangenen Jahrhunderten befanden und daß diese Gutsbesitzer unserer Tage schwerlich geneigt sein könnten, die Daseins-Bedingungen ihrer Vorfahren mit ihren eigenen zu vertauschen.

Für solche Leser dieser Zeilen, welche Freytag's verdienst-

Digitized by Google

volles Werk nicht zur Hand haben, lasse ich hier einen kurzen Auszug aus jener prächtig geschriebenen Einleitung folgen. Freytag sagt da: „Man versuche, sich die Gefühle eines deutschen Gutsherrn zu denken, den ein Ahn seines Hauses mit starker Geisterhand in das Jahr 1560 zurück zieht. Ihn würde ein alter Bau umschließen, düster, geflickt, unwohnlich; entweder auf wasserarmer Höhe dem scharfen Zuge des Windes ausgesetzt, oder rings von übelriechendem Grabenschlamm umgeben. ... Der Raum ist enge; denn noch gilt es, ihn bei Gelegenheit gegen einen gewaltsamen Ueberfall zu vertheidigen.... Unwohnlich und unsauber ist das Haus; denn es beherbergt außer der Familie des Grundherrn noch viele andere Bewohner; jüngere Brüder oder Vettern mit Weib und Kind; zahlreiche Knechte; darunter auch einige narbige Landsknechte.... Die Kinder des Hauses schießen auf zwischen Pferden, Hunden und dem Gesinde ... Spärlichen Unterricht finden sie in der Dorfschule. Die Knaben hüten auch wohl die Gänse und das Kleinvieh (wie Hans von Schweinichen 1560); oder sie sammeln Holzbirnen und Pilze für die Winterkost, die Schloßfrau ist die Schaffnerin, die erste Köchin und der Arzt des Haushaltes; längst gewöhnt mit wilden und zuchtlosen Männern zu verkehren; wohl auch den Mißhandlungen des trunkenen Gatten zu widerstehen. Das Leben des Grundherrn ist ein Wechsel von Müßiggang und wilder Aufregung.

Jagd und Trinkgelage bilden den Zeitvertreib des Schloßbesitzers. Sonntags besucht er die Dorfkirche, in welcher Andersgläubige meist mit Hölle und Teufel bedroht werden.

Digitized by Google

Der Verkehr mit der Fremde ist dürftig und unregelmäßig. Neugierig kauft der Gutsherr vom Händler, was damals neue Zeitung hieß; wenige Quartblätter, welche bei besonderer Veranlassung in den Städten gedruckt werden und ungenaue Kunde geben von einer grausamen Schlacht, welche die Söhne des türkischen Kaisers einander lieferten, von einem besessenen Mädchen, oder wie der König von Frankreich durch einen vom Adel in den Helm gestochen worden. Zuweilen hört der Junker auf das Lied eines Bänkelsängers, der im Volkston ähnliche Neuigkeiten absingt; darunter das willkommenste ein Spottgedicht auf einen benachbarten Herrn, wofür der Sänger von der Gegenpartei bezahlt und ins Land geschickt wird. Und was im Hause am liebsten gelesen wird, das ist der astrologische Unsinn einer Prophezeihung des alten Wilhelm Friese, des Gottfried Phyller und Hebenstreit, eine Beschreibung der Augsburger Todtenfeier Kaiser Karl's des Fünften, oder vom gottseligen Ende des frommen Christian, Königs zu Dänemark. Außerdem dringen noch einige Streitschriften auf das Schloß und auch der Gutsherr streitet beim Trunk eifrig für Major oder Flacius und über den Mord des Bischofs von Würzburg.

Solch' eintöniges und geistig armes Leben wird gelegentlich unterbrochen durch einen in der Flur verübten Mord, durch einen Hexenprozeß oder durch einen Rechtsstreit; denn das Faustrecht weicht den geschriebenen Satzungen. Deutsch fühlt der Edelmann sich nur im Gegensatz zu anderen Völkern. Ueber den sittlichen Werth der damaligen Gutsherren sagt Freytag: „Seine Bildung, sein Verständniß der Welt; ja sein Pflichtgefühl und seine Redlichkeit sind nicht größer,

Digitized by Google

als jetzt etwa bei einem rohen Fuhrmann oder Roßhändler."

Ein Jahrhundert später, 1660, zwölf Jahre seit Beendigung des dreißigjährigen Krieges, hauſt der Gutsherr in einem Neubau, der an Stelle des theilweiſe zerſtörten Herrenhauſes errichtet wurde. Es iſt ein kahles Gebäude mit dicken Mauern. Das Land iſt verarmt. Mühſam ringen ſich der Gutsherr und ſeine Bauern zu neuem Wohlſtand empor. Der Stolz der adeligen Familie iſt eine Kutſche, ein ungefüger Kaſten, der in Lederriemen hängt. Mauern und Gräben, ſtarke Schlöſſer und Eiſenwerk ſchützen die Zugänge; denn die Gegend iſt unſicher. Die Dorfſchule iſt in traurigem Verfall; aber ein armer Kandidat unterrichtet die Kinder des Schloßherrn. Man glaubt an Geiſteserſcheinungen. Fremdes Haar fällt in großen Locken vom Haupte des Edelmannes. Statt des Ritterſchwertes führt er einen ſchlanken Degen. Die Schloßfrau trägt, wenn Beſuch erſcheint, ein plümerantenes Kleid. Der dürftige Silberſchatz der Familie wird dann auf den Tiſch geſtellt, im Zimmer wird ein wohlriechender Rauch erzeugt. Der beſuchende Junker erſcheint als alamode Galan in Treſſenkleid und Perrücke. Er wechſelt mit den Frauen vom Hauſe weitſchweifige Komplimente; er iſt der unterthänigſte Sklave der tapferen, anſehnlichen Damen, rühmt die Tochter als engliſche Geſtalt und Herzensbezwingerin. Er hört mit unwürdigen Ohren. Aber dieſe Komplimente ſind ſchlechte Tünche über rohe Sitten. Sie werden durch gemeine Redensarten und Flüche unterbrochen. In die Unterhaltung fließen Dinge ein, die nicht mehr zweideutig ſind. Zoten ſind beliebt. Das Ende der Geſelligkeit iſt ein „dichter" Rauſch.

Digitized by Google

Hauptzeitvertreib des Edelmannes ist noch immer die Jagd. Er ist ein gläubiger Mann; aber blickt schon mit Ironie auf das theologische Gezänk der Geistlichen. An Markttagen sendet der Krämer die Postzeitung auf das Schloß. Außerdem werden da langweilige Romane gelesen, in denen edle Liebende des tartarischen, römischen oder eines nie dagewesenen Volkes sich mit Perrücke und Schönpflästerchen über die Annehmlichkeit ihrer Neigung unterhalten. Auch die ersten Anfänge der „Aufklärungs"-Literatur fallen in diese Zeit. Der Gutsherr empfindet nicht Deutsch. Er hat nichts als seine Familie und den Egoismus seines Standes, Der sittliche Kern seines Lebens ist ein sehr geringer.

Wieder hundert Jahre später, um 1760 zeigt das Portal des Herrenhauses Säulen und Vasen. Die einfach getünchten Zimmer weisen schon reicheren Hausrath auf. Auch einige Bilder, darunter vielleicht die Tochter des Hauses als Schäferin, in der Hand einen Stab mit Rosabändern. Man ist gepudert und gebraucht französische Phrasen. Der Grundherr ist sparsamer geworden und kümmert sich um die Landwirthschaft; denn der Staat stellt in der Zeit des siebenjährigen Krieges große Anforderungen auch an die Edelleute. Man liest Kleist und Gellert. Ein Sohn des Hauses dient in Friedrich des Großen Heer, und die Bedrängniß seines Königs erfüllt das Herz des Mannes mit tiefem Schmerz. Er hat ein Vaterland, an welchem er hängt. Aber seine Bildung und seine Kenntnisse sind nicht größer, als die eines kleinen Beamten unserer Tage, und er lebt unter despotischer Herrschaft. Mitunter erhebt ein Landesherr seinen Stock auch gegen Edelleute.

Digitized by Google

In allen jenen Abschnitten deutscher Geschichte war das Leben der Einzelnen unfreier, ärmer und härter als heute. Denn das Loos der Bürger und Bauern war meist noch armseliger als das des grundbesitzenden Adels. Und würde einer dieser Männer unserer Tage in jene „gute alte Zeit" zurückversetzt werden, müßte er sich elend fühlen und nach der heutigen Ordnung der Dinge zurücksehnen.

Die menschliche Gesellschaft war und ist beständig in der Entwicklung begriffen. Immer drängte und drängt sich ihr Neues auf. Nicht alles Neue war gut, und wenn das dargebotene als große Errungenschaft gepriesene Schlechte angenommen wurde, gereichte es natürlich der Menschheit zum Schaden. Meist wurde es dann bald wieder ausgeschieden.

Immer ging eine Umgestaltung der bestehenden Zustände vor sich; bald langsamer und dann wieder schneller. Das Alte, was nicht neu und gut war, sich aber allmählich überlebt hatte, mußte weichen. Mephisto behält nicht recht, wenn er sagt:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage.
Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.

Das Sehnen mancher Leute nach der alten Zeit, ist ein Beweis dafür, daß wir bedeutend vorgeschritten sind. Heut lebt der Arbeiter besser, als der Bürger des Mittelalters, und Niemand sollte sich nach letzterem zurücksehnen.

Digitized by Google

Aber dieser Fortschritt ist kein Grund dafür, daß wir nunmehr alles Neue, was uns angeboten wird, blindlings annehmen müßten. Vieles, das man uns als funkelnagelneu anpreist, ist, wie die Gütergemeinschaft, ein oft versuchter und als geringwerthig erkannter fauler Zauber. Die Zahl der „Modernen", welche alles Bestehende abschaffen möchten, ist trotzdem auf allen Gebieten groß.

Meist sind diese Neuerer recht zudringlich, und sie behandeln Diejenigen als geistig Beschränkte, welche das Dargebotene selbständig prüfen wollen.

Die meisten „Modernen" beherzigen das alte Sprichwort: „Ein blöder Hund wird selten fett." Mit wanzenhafter Zudringlichkeit treten viele Neuerer auf allen Gebieten hervor; besonders als Zeichner, Maler und Schriftsteller. Selbst sonst ganz anständige Zeitschriften bringen Bilder der „Modernen", welche das künstlerische Empfinden der Leser beleidigen. Mitunter begegnen wir in den Wochenschriften und Monatsheften sogar farbigen Beilagen, mit dem wüsten Geschmier, das Menschen, Thiere, Wasser, Luft und Pflanzen in ganz unmöglichen Farben darstellt. Wenn ein solcher moderner Klexer auf das Unnatürliche seiner Farbenverbindung aufmerksam gemacht wird, entgegnet er gewöhnlich: „Ich sehe das so." Nun ist das ja in erster Reihe seine Sache, auch wenn er Leinwand und Papier durch unglaubliche Farbenauftragung verderben will. Aber wenn so ein „Moderner" seine Leistungen dem Publikum aufzudrängen sucht, sollte man ihn kühl abweisen und anständige Zeitschriften sollten sich nicht dazu hergeben, durch den Abdruck solcher Sudeleien ihre Leser zu belästigen.

Digitized by Google

Fast noch ärger als die modernen „Maler" treiben es jene angeblichen Schriftsteller, welche sich als moderne Genies gebärden. Sie stellen sich an, als ob sie zur Sonne empor fliegen und so alles bisher Dagewesene übertreffen wollen. Aber sie zappeln nur mit Armen und Beinen; die Erde verlassen sie leider nicht.

Und da es ihnen meist an Gedanken und an der Fähigkeit fehlt, wenigstens durch schöne Sprache den großen Dichtern des deutschen Volkes annähernd gleich zu kommen, so versuchen sie es, in den Ruf der „Genialität" zu kommen, indem sie auf allem Guten und Schönen herumtrampeln.

Das ist für einen mehr oder weniger wirrsäligen Zeitgenossen, dem nichts heilig ist, eine Kleinigkeit. Jeder, der sich einbildet, ein „aufstrebendes Talent" zu sein, kann auf solche Weise den genialen Rekel spielen. Vorbedingung ist natürlich, daß ihm jedes Anstandsgefühl fehlt, jede Rücksicht auf Das, was den meisten Menschen als schicklich oder gar als heilig gilt.

Und wenn es einem dieser Streber sogar an der Gabe fehlt, selbst ekelhafte Schweinereien hervor zu bringen, dann braucht er nur bei den modernen Franzosen oder bei dem verkommensten Gesindel geistig-sittliche Anleihen zu machen. Das ist billig und genügt auch schon, um bei den ganz modernen Deutschen als Kraftgenie zu gelten. —

Es ist fast unglaublich, was diese Modernen dem deutschen Volke zu bieten sich erdreisten, und daß sie dabei sogar die mittelbare Unterstützung hoch angesehener Zeitschriften genießen, von welchen man, wenn nicht eine öffentliche Ver-

Digitized by Google

dammung solcher „modernen Darbietungen", so doch eine schroffe Zurückweisung der letzteren erwarten dürfte.

Unter der vielversprechenden Ueberschrift „Aus der Mörderzelle" fand ich in einer weitverbreiteten Leipziger illustrirten Wochenschrift eine Ankündigung, welcher ich Folgendes entnahm:

„Die echten „duften Kunden", die gewohnheitsmäßigen Landstreicher, singen merkwürdige Weisen. Wenn der verzweifelte Galgenhumor sie überkommt, wenn ihr Elend sie fast erstickt oder wenn es ihnen üppig, üppig in ihrer erbärmlichen, dürftigen Art ergeht, dann bricht das heraus, was ihr Leben erfüllt und darstellt. Diese Lieder sprühen so voll ungefälschten Erlebnisses, daß ihre Formenmängel weit von ihren Vorzügen übertroffen werden, sie sind eine treffliche Illustration zum poetischen Schaffen des Volkes, wenn auch häufig der niedersten Schichten des Volkes, nämlich der Landstreicher, Verbrecher, Dirnen u. s. w."

„Das elende Dasein: überall von Gesetzeswächtern beobachtet und verfolgt, überall scheel angesehen, immer neben der Lust das Leid. Der Aufenthalt im Frauengefängniß, im Zuchthaus, im Arbeitshaus; die letzten Augenblicke in der Mörderzelle, das Zusammenleben in Scheunen und Erdhöhlen, die ganze erschütternde Tragik des Vagabundendaseins rollt sich wie ein farbensprühendes Gemälde vor uns ab."

Dann folgt die Mittheilung, daß Jemand Jahre lang gesammelt und gesichtet habe, bis jetzt drei Bände der wunderbar interessanten Sammlung „Lieder aus dem

Digitized by Google

Rinnstein" vorliegen, nebst einem Lexicon der „Rinnsteinsprache", und die Ankündigung gipfelt in den Worten:

„Lieder und Ausdrücke aus Kaschemmen und Herbergen, aus Dirnenmunde und von Zuhälterlippen, so eigenartig interessant und packend, daß die Lektüre jeden wahren Freund des Volkes erschüttern und doch wieder erheben muß."

Also „erheben" muß es das deutsche Volk, wenn es liest, was Dirnen und deren Zuhälter singen und sagen!

Wenn Jemand seine Lebensaufgabe darin sucht, anstatt dem Guten und Schönen nachzugehen, um es zu pflegen, möglichst viel Schlechtes und Gemeines zu entdecken, so ist das ja Sache seines Geschmackes. Aber gegen die Verbreitung der Ergebnisse solcher Sammlerthätigkeit sollten alle anständigen Leute entschieden Stellung nehmen. Denn durch das Eindringen solch sittlichen Unrathes in die Massen des Volkes werden viele Urtheilslose verroht und allmählich auf den niedrigen moralischen Standpunkt dieser „Modernen" hinabgezogen, welche für „erhebend" halten, was Dirnen und deren Zuhälter empfinden.

Wer verständig an der gedeihlichen Entwickelung unserer Zustände mitarbeiten will, wird weder blindlings und zäh an dem Alten festhalten, noch alles Neue, ohne es zu prüfen, lediglich deshalb gutheißen, weil es neu ist. So haben es unsere Vorfahren gehalten. Denn auch das jetzt Alte war, wie schon gesagt, einmal neu, und es wurde an Stelle dessen gesetzt, was damals alt geworden.

Was nun die Stellung der Presse zu „Schriftstellern"

Digitized by Google

und Verlegern anlangt, welche mit „Liedern aus dem Rindstein“ Geld verdienen wollen, so kann es meiner Ansicht nach darüber bei anständigen Menschen keine Meinungsverschiedenheit geben.

Wenn Jemand eine Zeitschrift bestellt, so geschieht das selbstverständlich in der Voraussetzung, daß ihm von dem betreffenden Blatte kein Unrath in das Haus getragen wird. Es muß deshalb befremden, daß ein angesehenes Wochenblatt seinen Lesern die Ankündigung „Aus der Mörderzelle“ vorsetzte. Der geschätzte Herausgeber sollte einen solchen, wahrscheinlich durch ein Uebersehen in der Anzeigenabtheilung entstandenen Unfug künftig verhindern. Denn die meisten Deutschen lassen ihr Heim auch geistig nicht verunreinigen.

Digitized by Google

Mein Kampf mit den Anarchisten.

Von Rechtswegen darf Niemand die ihm verliehenen Gaben und guten Eigenschaften sich als eigenes Verdienst anrechnen. Ich habe das nie gethan. In mir wohnt ein gut Theil Furchtlosigkeit für die Gott zu danken ich wiederholt Ursache hatte. Sie kam mir besonders zu Statten, als die Anarchisten in Chicago frech ihr Unwesen trieben und sehr viele ängstlichen Leute einschüchterten.

In der „Freien Presse" führte ich rücksichtslos Krieg gegen sie. Ich wies das Blödsinnige der Behauptung nach, daß Verbrechen durch die bestehenden Gesetze und Behörden erzeugt wären. Denn wie sollte die Menschheit auf den Gedanken gekommen sein, Bestimmungen zur Bestrafung von Diebstahl, Brandstiftung, Raub, Nothzucht, Mord u.s.w. zu erlassen, wenn nicht die wiederholte Begehung solcher Missethaten sie dazu gezwungen hätte? Nur ein Dämelsack, der nicht folgerichtig zu denken vermag, kann da Ursachen und Wirkung verwechseln. Sodann legte ich dar, daß die von den Anarchisten und ihren etwas blaßrotheren „Freunden", den Sozialisten, den Völkern unserer Zeit als funkelnagel-

Digitized by Google

neue Heilslehre angepriesene Gütergemeinschaft in der That ein abgestandener Humbug sei, auf welchen die Menschheit schon sehr oft „reingefallen" ist, von dem sie sich aber wieder abwandte, weil auch in den kommunistischen Gemeinden die Arbeitsergebnisse nicht zu allgemeiner Zufriedenheit vertheilt werden können und weil der Kommunismus zu einer unerträglichen Beschränkung der Freiheit führen muß. In dem Abschnitt über die „soziale Frage" habe ich das nachgewiesen.

Wiederholt warnte ich Spies und seine später gehenkten Genossen vor den ernsten Folgen, welche ihre Hetzereien zu Mord und Brand für sie haben könnten. Dadurch zog ich mir die bittere Feindschaft der Bande zu und ich erhielt zahlreiche Drohbriefe, ja Todesurtheile. Da die Leutchen mich durch diese Papierbomben nicht einschüchtern konnten, sandten sie schließlich manche derselben nicht nach der Redaktion der „Freien Presse", sondern nach meiner Wohnung; offenbar in der Annahme, daß sie meine Frau dadurch in Angst versetzen und mich so durch die Furcht eines Weibes beeinflussen könnten. Nun ist aber meine Frau eine bibelgläubige Christin, welche der Ueberzeugung lebt, daß kein Anarchist mir ohne Gottes Willen ein Haar krümmen kann, und daß der Allmächtige, wenn er meinem Leben ein Ende machen will, dazu keines Anarchisten Mithülfe in Anspruch nehmen wird.

Schließlich sah ich mich veranlaßt, in der „Freien Presse" diese Drohbriefe und Todesurtheile zu besprechen. Ich rieth den „Genossen" das für Porto verausgabte Geld lieber in Bier anzulegen; denn sie könnten mich wirklich nicht einschüchtern. Wenn es ihnen mit ihren Drohungen Ernst sei,

Digitized by Google

könnten sie es ja jeden Wochentag versuchen, mich hinzurichten. Ich ginge allabendlich um 6 Uhr die La Salle Avenue entlang, wo viele Bäume und Laternenpfähle hinreichende Gelegenheit böten, einen Menschen aufzuhängen. Diejenigen, welche mich „hinrichten" wollten, würden aber wohl thun, sich vorsichtshalber bequeme Särge anmessen zu lassen; denn bei einem solchen Unternehmen würde meinerseits geschossen werden.

Es kam indeß nicht dazu. Doch erzählt der Polizei-Kapitän Michael Schaack, welcher Beweismaterial gegen die Anarchisten sammelte, auf Seite 234 seines Buches „Anarchy and Anarchists", daß ein Schlächtergeselle Namens Julius Oppenheimer mich am 5. Mai 1886 mittelst einiger Dynamit-Bomben in das Jenseits befördern wollte, daß ihn aber im entscheidenden Augenblick der Muth verließ.

Vielen andern Anarchisten erging es ja eben so; denn statt der Hunderte von Dynamit-Bomben, welche am 4 Mai 1886 in Chicago geworfen werden sollten, fiel nur eine auf dem Heumarkt, welche leider 7 Polizisten tödtete und viele verwundete; aber die Hinrichtung von 4 Anarchisten zur Folge hatte.

Viele Heiterkeit erregte in Chicago folgende Episode. Auf Grund verläßlicher Mittheilungen hatte ich in der „Freien Presse" behauptet, daß in der anarchistischen „Arbeiter Zeitung" Gelder veruntreut seien. Daraufhin erschien in diesem Blatte eine geharnischte Entgegnung. Ich wurde ein Lügner genannt und aufgefordert, die Bücher der „Arbeiter Zeitung" zu untersuchen und mich so von der Unwahrheit meiner Behauptung zu überzeugen. Ich steckte einen Revol-

Digitized by Google

ver in die Tasche und begab mich in Begleitung eines Zeugen nach dem Geschäftsraume des genannten Blattes. Dort gab ich meine Karte ab und forderte Vorlegung der Bücher. Darob eine kurze im Flüstertone geführte Berathung der anwesenden „Genossen" und der Bescheid, daß der damalige Chefredakteur Paul Grottkau die betreffende Notiz in die „Arbeiter Zeitung" gerückt habe. Ich erklärte, es sei mir gleichgültig, wer die Aufforderung an mich erlassen habe und forderte Einsicht in die Bücher.

Nun sagten die „Genossen" sie müßten Herrn Grottkau herbeiholen. Einer der Zeitgenossen entfernte sich, kam aber nach einigen Minuten mit dem Bescheide zurück, der Herr Chefredakteur sei nicht anwesend. Ich wartete etwa eine viertel Stunde und erklärte dann, ich werde nun nach der „Freien Presse" zurückkehren, dort bis 6 Uhr Abends warten und auch während der nächsten 2 Tage von 7 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends anzutreffen sein, jederzeit bereit, während dieser Stunden die Untersuchung der Bücher vorzunehmen.

Die zwei Tage vergingen, ohne daß die „Genossen" von sich hören ließen. Dann veröffentlichte ich einen Artikel, in welchem ich die Anschuldigung wiederholte und dann die in der „Arbeiter Zeitung" an mich ergangene Aufforderung abdruckte. Ich erzählte von meinem Besuche in den Geschäftsräumen des anarchistischen Blattes, von den Ausflüchten der Zeitgenossen und theilte mit, daß ich seit 2 Tagen nichts von den Leuten gehört habe. Ich schloß, indem ich erklärte, die Genossen hätten offenbar geglaubt, ich halte die „Arbeiter-Zeitung" für eine Löwenhöhle, die zu betreten ich mich fürch-

Digitized by Google

ten würde; ich hätte aber das Lokal des Anarchisten-Wisches stets nur als einen Eselstall angesehen.

Ich hatte die Lacher auf meiner Seite und die furchtlose, von Verachtung der Anarchisten zeugende Art, wie ich diese von Vielen als „schrecklich" angesehenen Kerle behandelte, erwarb mir und der „Freien Presse" bei der gesetzliebenden Bürgerschaft Chicago's zahlreiche Freunde.

Am 4. Mai 1887, dem Jahrestage des Verbrechens auf dem Heumarkte, ließen mir bekannte Bürger deutscher Abkunft ein prächtiges seidenes Sternenbanner überreichen, mit folgendem Begleitschreiben, welches 294 Unterschriften trug:

„Herrn Richard Michaelis."

„Herausgeber der „Freien Presse"."

„Chicago."

„Die unterzeichneten deutsch-amerikanischen Bürger Chicago's wollen den heutigen Tag, den ersten Jahrestag der fluchwürdigen Gräuelthat der Anarchisten, nicht vorüber gehen lassen, ohne der „Freien Presse" die wohlverdiente Anerkennung zu zollen für ihren mannhaften patriotischen Kampf gegen dieses Verbrecherthum und für die beharrliche und fähige Weise, in welcher sie die gedeihliche Entwicklung des Deutschthums in der neuen Heimath fördert. In gerechter Würdigung dieser Verdienste sei Ihnen heute das stolze Banner unseres Adoptiv-Vaterlandes in unserem Namen und Auftrage überreicht."

Ende.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 112353955